

**Was bleiben wird**  
Wie prägt Corona die Gesellschaft? Die Antworten der Soziologie sind vielfältig. **HINTERGRUND 3**

**Ohne Farbe**  
Die Serie «unorthodox» auf Netflix malt die Welt der orthodoxen Juden in schwarz-weiss. **DEBATTE 10**

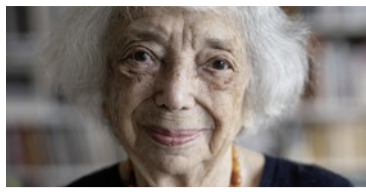


Foto: Dominik Butzmann

**Die grosse Befreiung**  
Vor 75 Jahren endete in Europa der Krieg. Ein Opfer der Judenverfolgung erinnert sich. **DOSSIER 5-8**

**Kirchgemeinden**  
Infos aus Ihrer Kirchgemeinde enthält der zweite Bund oder die separate Gemeindebeilage. **BEILAGE**

# reformiert.

Die evangelisch-reformierte Zeitung

Kirchenbote  
Kanton Zürich

Nr. 9/Mai 2020  
www.reformiert.info

## Hilfswerke befürchten einen Einbruch der Spenden

**Pandemie** Hilfswerke der reformierten Kirchen passen ihre Projekte in Afrika der Corona-Krise an. Eine wichtige Rolle spielt dabei auch die Verbesserung von hygienischen Massnahmen.

In welchem Ausmass das Coronavirus in Afrika um sich greifen wird, ist noch ungewiss. Einig sind sich Experten aber schon heute: Die Massnahmen zur Eindämmung der Ansteckungen wie Ausgangssperren und weitere Einschränkungen werden enorme sozio-ökonomische Auswirkungen auf die arme Bevölkerungsschicht haben.

Besonders betroffen ist die Sub-Sahara-Zone, wo rund 86 Prozent der Menschen Jobs nachgehen, die der Staat weder kontrolliert noch registriert. «Strassenarbeiter, Kleinbäuerinnen oder Hausangestellte leben meist von der Hand in den Mund. Ausgangssperren bedeuten für sie kein Geld und somit auch kein Essen auf dem Tisch», sagt Katharina Gfeller, Abteilungsleiterin Internationale Beziehungen bei Mission 21, dem evangelischen Hilfswerk in Basel.

### Seifen verteilen

Wegen der Corona-Krise verschiebt Mission 21 derzeit innerhalb einzelner Projekte die finanziellen Mittel. So hat die Organisation etwa die Präventionsarbeit für Hygienemassnahmen im Südwesten von Kamerun verstärkt, wo die Unterdrückung der englischsprachigen Minderheit eine halbe Million Menschen in die Flucht zwang. Diese erhalten nun neben Decken, Zelten, Nahrungsmitteln und Medikamenten auch Seifen und Desinfektionsmittel. Partnerorganisationen bauen in Dörfern Lavabos.

Um die Ansteckung einzudämmen, informieren Pfarrerinnen und Pfarrer von Partnerkirchen über die Massnahmen in ihren Predigten, die sie per SMS und Whatsapp verschicken. Ebenfalls ein Informationskanal sind die kirchlichen TV- und Radiostationen, die auch in Regionen ausgestrahlt werden, die kein Internet haben. «Dank der Verankerung unserer Partnerkirchen in den Gemeinden erreichen wir viele Menschen», sagt Gfeller.

Doch nicht nur Präventionsarbeit sei wichtig. «Wir unterstützen Frauen bei der Herstellung von Seifen und dem Nähen von Masken, um ihnen in der Krise zu Einkommen zu verhelfen», erklärt Gfeller. Während Mission 21 in Kamerun bisher noch arbeiten konnte, laufen in Nigeria die Projekte beschränkt weiter. Die Regierung hat dort die Ausgangssperre verhängt.

Vom Verbot, die Häuser zu verlassen, sind ebenfalls Projekte des Hilfswerks Evangelischer Kirchen



Solche Schutzausrüstungen gegen Ansteckung sind in Afrika vielerorts auch für Ärzte Mangelware.

Foto: Getty Images

Schweiz (Heks) betroffen. «Deshalb arbeiten unsere Partner vor Ort etwa in Uganda ausschliesslich über digitale Kanäle», sagt Regula Hafner, Heks-Abteilungsleiterin Afrika und Lateinamerika. «Wir setzen gleichzeitig alles daran, die Projekte weiterzuführen, die zur Steigerung des Einkommens oder zur Ernährungssicherheit beitragen.» Länder mit einem schwachen staatlichen Sozialsystem, wie etwa in Niger oder im Kongo, könnten die sozio-ökonomischen Auswirkungen der Pandemie für die Bedürftigsten nicht abfedern, sagt Hafner.

In Äthiopien ergänzt das Heks derzeit das Nothilfeprojekt in der von der Heuschreckenplage heimgesuchten Region Borana mit der Verteilung von Wascheinern, Seife und Desinfektionsmitteln. Zudem hat das Werk eine Informationskampagne lanciert, um der Verbreitung des Virus entgegenzuwirken. «Wir erkennen erste Resultate: Die Menschen schütteln sich weniger die Hände», sagt Boru Jarso, Heks-Kontaktperson in Äthiopien.

Für die Präventionsmassnahmen stimmt sich das Heks in Äthiopien und den anderen Ländern mit den Regierungen ab und orientiert sich an internationalen Standards. Heks koordiniert seine Massnahmen zudem mit anderen Mitgliedern des

internationalen Netzwerks Act Alliance kirchlicher Hilfswerke, um etwa die Menschen über die Kirchen besser zu erreichen.

### Schulden erlassen

Solidarität zu zeigen, sei gerade jetzt wichtig, findet die Heks-Mitarbeiterin Regula Hafner: «Es könnte schwieriger werden, Spenden fürs Ausland zu sammeln, da die Schweizer Bevölkerung mit den Nöten hierzulande konfrontiert ist.» Auch die katholische Ordensschwester Nathalie Kangaji ruft zu solidarischem Handeln auf. Sie war der letztjährige Gast der ökumenischen Fastenkampagne und lebt in Kinshasa, der Hauptstadt der Demokratischen Republik Kongo. Teile der Stadt sind abgesperrt, nachdem ein Bewohner nach seiner Rückkehr aus Europa an Corona starb.

«Wenn sich die afrikanischen Länder mit den bereits versprochenen Überbrückungskrediten und Hilfgeldern für die Corona-Krise weiter verschulden, wird die arme Bevölkerung immer ärmer», hält Sœur Nathalie fest. Deshalb sollten den armen Ländern Afrikas die Schulden erlassen werden, wie dies der französische Präsident Macron, Papst Franziskus und über 200 Organisationen der Zivilgesellschaft forderten. **Nicola Mohler**

**«Wenn sich die afrikanischen Länder mit den Hilfgeldern für die Corona-Krise weiter verschulden, werden die Armen immer ärmer.»**

Nathalie Kangaji  
Ordensschwester aus Kinshasa

### Kommentar

## Auch die Hilfe muss grenzenlos sein

Das winzige Wesen hat eine riesige Wirkung. Das spüren wir schon in der Schweiz. Doch in Entwicklungsländern könnte das Coronavirus erst recht zu Katastrophen von enormem Ausmass führen. «Da wird es Szenen geben, die wir uns heute noch nicht vorstellen können», sagt etwa der deutsche Epidemiologe Maximilian Gertler gegenüber dem Portal Watson. Er war für Ärzte ohne Grenzen in Afrika, als dort Ebola ausbrach. UN-Organisationen warnen ebenfalls vor einem humanitären Desaster. Die Auswirkungen auf die Gesundheit und damit die medizinische Versorgung ist dabei nur ein Problem – wenn auch ein gravierendes. Vorerkrankungen sowie Mangelernährung machen selbst Jüngste zu Risikopersonen. In den Slums, wo in Afrika etwa die Hälfte der Bevölkerung lebt, und in grossen Flüchtlingslagern sind Menschen auf engstem Raum zusammen. Wasser ist Mangelware. Wie sollen sie Distanz wahren und strikte Hygiene einhalten?

### Hilfe dort hilft auch hier

Hinzu kommen prekäre wirtschaftliche und gesellschaftliche Umstände. Wenn Gelegenheitsjobs wegfallen, haben viele sofort nichts mehr. Schon jetzt herrschende soziale, ökonomische und politische Krisen werden verstärkt. Mittel, um die Bevölkerung zu unterstützen, sind äusserst knapp. Und dann ziehen auch noch Investoren ihr Kapital ab.

Das zeigt, dass die Entwicklungsländer auf mehreren Ebenen Unterstützung brauchen. Aufklärung, Hygienesets, Seife und Desinfektionsmittel, Stärkung der medizinischen Versorgung und auch direkt wirkende wirtschaftliche Hilfe sind unabdingbar. Auch wenn wir in Europa zurzeit stärker mit uns selbst beschäftigt sind als in normalen Zeiten: Die Unterstützung muss grenzenlos sein, möglichst noch vor der totalen Ausbreitung des Virus. Das würde schliesslich allen dienen. Denn auch die Folgen humanitärer Katastrophen sind grenzenlos.



Marius Schären  
«reformiert.»-Redaktor  
in Bern

## Unbürokratische Hilfe versprochen

**Sozialhilfe** Wer in der Corona-Krise in die Sozialhilfe abrutscht, müsse um seinen Aufenthaltsstatus keine Angst haben. Die Zusicherung publizierte das Migrationsamt, nachdem die Stadtmission gewarnt hatte, dass Menschen ohne Schweizer Pass das Sozialamt meiden. Der Bezug von Sozialhilfe kann den Aufenthaltsstatus verschlechtern. «Das Amt ist mit der Stadtmission im Gespräch, um den Aufenthalt von gestrandeten Menschen in Not zu regeln», erklärt Regierungsrat Mario Fehr gegenüber «reformiert.». fmr

Interview: [reformiert.info/mariofehr](http://reformiert.info/mariofehr)

## Heks präsentiert etwas bessere Zahlen

**Finanzen** Um zwei Millionen auf 68 Millionen Franken hat das Heks den Ertrag 2019 gesteigert. Zwar verfehlte das Hilfswerk der evangelischen Kirchen seine Budgetziele, es konnte aber dank tieferer Verwaltungskosten und der Bereinigung des Projektportfolios Geld einsparen. Der Abbau des Fondskapitals wurde gebremst. fmr

## Blockiertes Schiff soll wieder auslaufen

**Migration** Das kirchliche Seenotrettungsbündnis «United4Rescue» hat 83 000 Franken für das Schiff «Alan Kurdi» gesprochen, das in Palermo vor Anker liegt und zuletzt fast 150 Flüchtlinge gerettet hat. Die Spende deckt die Kosten, die durch die Quarantäne angefallen sind. Das Rettungsschiff soll nun möglichst bald wieder auslaufen, teilte das Bündnis in Berlin mit. fmr

## Nicht mehr nur für den engsten Familienkreis

**Kirche** Die erste Lockerung der Massnahmen gegen das Coronavirus wirkt sich auf das kirchliche Leben aus. Zwar gilt bis zum 8. Juni das Verbot, doch später sollten Gottesdienste wieder möglich werden. Die Kirchen erarbeiten Konzepte zur Einhaltung der Auflagen. Bei Beerdigungen gibt es schon früher Anpassungen. Die Begrenzung auf den engsten Familienkreis am Grab ist ab dem 27. April aufgehoben. Abdankungen, an denen auch der Freundeskreis teilnimmt, bleiben jedoch verboten. ki

Bericht: [reformiert.info/corona-exit](http://reformiert.info/corona-exit)

## Auch das noch

## Kirchenlieder nur noch zu Hause erlaubt

**Gottesdienst** In einigen amerikanischen Bundesstaaten streiten die Kirchen mit den Behörden um die strengen Corona-Auflagen. Einer Baptistengemeinde im nordkalifornischen Mendocino County wurde sogar verboten, während eines mit vier Beteiligten aufgezeichneten Livestream-Gottesdienstes zu singen. Auch die Begleitung mit Blasinstrumenten wurde ihr untersagt. Singen und musizieren ist nur noch in Privathäusern gestattet, sofern Angehörige des gleichen Haushalts am Gottesdienst teilnehmen. fmr

# Dichtung als Rettungsarbeit an der Welt

**Lyrik** Friedrich Hölderlin studierte Theologie und wurde zum Priester der Poesie. Zwischen Pathos und Dunkelheit schwankend, feiert seine Lyrik eine Religiosität, die dogmatische Begriffe sprengt.



Unerhört modern: Der Dichter Friedrich Hölderlin (1770–1843).

Foto: Keystone

## Neue Erkenntnisse über alte Glocken

**Kirche** Nun, da keine Gottesdienste möglich sind, schätzen viele Menschen den Klang der Glocken. Im Kloster Kappel wird von Hand weitergeläutet.

Eigentlich hätte im Kloster Kappel Ende April eine Glockenausstellung mit Begleitprogramm eröffnet werden sollen. Wie die anderen Veranstaltungen in Kappel musste sie aber abgesagt werden und findet erst im nächsten Jahr statt.

Die 2016 entstandene Ausstellung «Bim Bam Wumm – Glockengeschichte(n)» des Büro Artes, die während zwei Jahren an mehreren Orten gezeigt wurde, sollte in Kappel einen neuen Auftritt bekommen, ergänzt durch Informationen über die Kloster Glocken. Ein Blick auf die aktuellen Erkenntnisse zu den Glocken lohnt sich jetzt schon.

### Der heilige Bernhard

Drei Glocken hängen im Dachreiter der Klosterkirche. Experten haben jetzt herausgefunden, dass zwei davon aus vorreformatorischer Zeit stammen. Sie bildeten wahrschein-

lich das ursprüngliche Geläut der um 1300 fertiggestellten Kirche des einstigen Zisterzienserklosters.

Auf einer der beiden Glocken wird neben den vier Evangelisten auch der «heilige Bernhard» ange-rufen. Gemeint sei Bernhard von Clairvaux, eine der wichtigsten Figuren des Zisterzienserordens, der kurz vor der Gründung des Klosters Kappel heilig gesprochen wurde, erklärt Volker Bleil, theologischer Lei-

«Als spirituelle Boten sind die Glocken zurzeit besonders wichtig.»

Volker Bleil

Theologischer Leiter Kloster Kappel

Die Lyrik von Friedrich Hölderlin, der vor 250 Jahren in Lauffen am Neckar geboren wurde, ist ein stetes Ringen um Freiheit. Als begeisterter Anhänger der Französischen Revolution hofft er auf neue politische Freiheiten. Dem durch die pietistische Mutter vorgezeichneten Pfarrberuf entzieht er sich, indem er sich als Hauslehrer verdingt.

Hinterlässt der Pietismus des Elternhauses im Frühwerk noch seine Spuren, beginnt sich Hölderlin im Studium mit der Philosophie der Aufklärung auseinanderzusetzen und wendet sich der antiken Literatur zu, die ihn vom Christentum, wie er es kennt, entfernt. Statt Pfarrer wird er Priester der Poesie.

Weil bei Hölderlin Form und Inhalt eins sind, orientiert er sich an der antiken Metrik. Das Gefäss ist freilich gefährdet, wenn er es mit deutschen Worten füllt. Risse bleiben Spuren seines Freiheitsdrangs.

### Prometheus und Jesus

Weil sie an der Schnittstelle zwischen Mensch und Gott stehen, werden Halbgötter wie Dionysos, Herakles oder Prometheus wichtig. Als Vorbilder für den Dichter sollen sie die verschüttete Verbindung zwischen Mensch und Gott freilegen. Jesus stellt Hölderlin dabei ganz selbstverständlich in eine Reihe mit den Figuren aus der griechischen Mythologie: «O Christus! häng ich an dir, wiewohl Herakles' Bruder», dichtet er in «Der Einzige».

Überhaupt verwischen religiöse Grenzen. In seinem Fragment gebliebenen theoretischen Versuch über die Religion beschreibt Hölderlin, was heute vielleicht das Potenzial religiöser Toleranz genannt würde: In sich geschlossene Religionen fügen sich zum «harmonischen Ganzen von Vorstellungsarten» zusammen. Gott wäre dann die erfahrbare, nie in Definitionen aufgehende, unendliche Summe individueller Gottesbilder. Wie die Lyrik ist religiöse Sprache philosophisch, intellektuell, aber zugleich auch Rhythmus, Melodie, Gefühl.

Ihrem Wesen nach sei alle Religion Poesie, schreibt Hölderlin. Sie sprengt Begriffe, da sie sich der Eindeutigkeit entzieht. Sie lässt sich nur «nachbeten», wie Schriftsteller Mar-

tin Walser in einem Vortrag einmal sagte: «So, dass der Leser unmittelbar mitschwingt, wenn die Hölderlin-Sprache diese Wörter anstimmt.» Im Spätwerk, das Hölderlin nach der Entlassung aus der psychiatrischen Zwangsbehandlung in der Phase ab 1807 im Turmzimmer des Tübinger Tischlers Ernst Zimmer schreibt, sind es oft die Worte Gott, Götter, göttlich und Himmel, himmlisch.

Hölderlin postuliert «die Vereinigung mehrerer zu einer Religion». Indem sie die Kluft zwischen Welt und Gott überbrückt, bekommt die Poesie eine spirituelle Funktion. Die Trennung zwischen Himmel als göttliche Sphäre und Erde als Ort des Menschen ist aufgehoben: «Alles ist

«So wäre alle Religion ihrem Wesen nach poetisch.»

Friedrich Hölderlin

Theoretische Versuche (1798–1799)

Gott». In der Spur des Pantheismus ist die Natur göttlich beseelt. In ihr zeigt sich das Zerstörerische und die Vergänglichkeit ebenso wie die Spuren des Ewigen, Göttlichen.

### Auseinandergefallene Welt

Dass die «grosse Vereinigung alles Getrennten», von der Hölderlin im Briefroman «Hyperion» schreibt, nur bruchstückhaft gelingen kann, ist das poetische Paradox. Der Erlösung wohnt das Scheitern inne, in der Euphorie droht der Absturz.

Das Pathos der frühen Gedichte mag irritieren und der Zugang zur späteren Lyrik verdunkelt sein. Die Wahrnehmung der Welt in ihrer prekären Fragmentierung verleiht dem Werk des am 20. März 1770 geborenen Dichters jedoch eine unerhörte Modernität. Die Sehnsucht, dass eine vieldeutige Spiritualität, die Glaubenssätze vermeidet und die Natur beseelt, diese Brüche heilt, vielleicht ebenso. Felix Reich

ter des Klosters Kappel. Und fügt an: «Zisterzienser hatten immer nur zwei Glocken in ihren Klosterkirchen.» Die dritte Glocke kam 1704 hinzu, nachdem der vom Blitz getroffene Dachreiter durch einen grösseren ersetzt worden war. Auf ihr steht: «Ich mahnt die Gemeind zur Christen Pflicht und wahrne sie wan Gfahr einbricht».

### Geläut statt Verkehrslärm

In der jetzigen Gefahrenzeit erklingt in der Kirche nur diese grosse Glocke. Denn in Kappel wird noch von Hand geläutet, dreimal täglich sowie zu gottesdienstlichen Feiern, von den Sigristen und einem Kreis von rund zehn Freiwilligen. Damit die Abstandsregeln im Kirchenraum eingehalten werden, zieht vorläufig nur jeweils eine Person am Seil der grössten Glocke. Zudem ruft das automatisch betriebene Glöcklein auf dem Hauptgebäude der Klosteranlage weiterhin zu den drei Tagzeitengebeten, die jedoch ebenfalls nicht stattfinden können.

«Dass in Kappel auch jetzt geläutet wird, war uns ein wichtiges Anliegen», sagt Bleil. Wenn kein Gottesdienst gefeiert werden kann, hätten Glocken als spirituelle Boten eine besondere Bedeutung: «Ich höre von vielen Menschen, dass sie

den Ruf zum Innehalten und zum Gebet jetzt besonders schätzen und sich dadurch auf Distanz mit anderen verbunden fühlen.»

Auch Volker Bleil selber nimmt die Kirchenglocken während der Corona-Krise bewusst wahr. Privat wohnt der Theologe in einem Vorort von Konstanz. «Dort höre ich jetzt wegen des Rückgangs des Verkehrs sogar das kilometerweit entfernte, schöne Geläut des Konstanzer Münsters.» Christa Amstutz



Freiwillige läuten die Glocken in Kappel von Hand.

Foto: Brüderli Longhini



Social Distancing wird auf längere Zeit zur Notwendigkeit, doch es verändert auch unsere Wahrnehmung der Menschen um uns herum.

Foto: Reuters

# Das Virus verändert den Blick auf den Mitmenschen

**Gesellschaft** Die Pandemie wird Spuren hinterlassen, selbst wenn die Bedrohung nicht mehr akut ist. Im Miteinander, in der Beziehung zu uns selbst und in der Beschäftigung mit existenziellen Fragen.

Kein Händeschütteln mehr, kein Küsschen, keine Umarmung zur Begrüssung. Gespräche mit Nachbarn, Freunden und selbst Verwandten nur mit Abstand. Und der wöchentliche Grosseinkauf mutet an wie eine Exkursion in feindliches Gebiet. Der Feind wiederum ist unsichtbar und könnte überall lauern: in der jungen Frau, die zielstrebig mit dem Einkaufswagen vorbeizieht, oder im schnaufenden Jogger, der den Hof passiert, selbst im Kleinkind der Nachbarsfamilie.

Das Coronavirus hat unser Empfinden gegenüber anderen innerhalb weniger Wochen verändert. Die Pandemie bündelt und verstärkte Tendenzen, die in der Gesellschaft bereits existieren, erklärt Hartmut Rosa, Soziologieprofessor von der Universität Jena. Dazu gehört für ihn die Begegnung des Fremden mit latenter Abwehr. «Genau das wird jetzt zum körperlich stark erfahrbaren Grundmoment. Es wird der Sinn geschärft: Der andere ist eine mögliche Bedrohung.» Rosa hält das für

«Es wird der Sinn geschärft: Der andere ist eine mögliche Bedrohung.»

Hartmut Rosa  
Soziologe

problematisch, weil für ihn Leben gerade dann gelingt, wenn man bereit ist, sich auf etwas Neues, Fremdes, einzulassen – oftmals auch mit unklarem Ausgang.

Die Erfahrungen der Krise dürften Spuren hinterlassen, auch wenn die Gefahr einmal weitgehend gebannt sein sollte. Die Soziologin Teresa Koloma Beck forscht über Kriegs- und Nachkriegsgesellschaften und stellt mit Blick auf Gefahrenvermeidung Ähnlichkeiten fest. «Verhaltensänderungen zum eigenen Schutz im öffentlichen Raum bleiben oftmals länger bestehen als eigentlich nötig.» Unbewusst verselbstständigten sich im Körper die neuen Gewohnheiten. «Selbst wenn ein Impfstoff verfügbar ist, verschwindet diese Wahrnehmung des anderen als Gefahrenträger nicht von einem Tag auf den anderen», sagt Koloma Beck, Professorin an der Universität der Bundeswehr in München und tätig am Hamburger Institut für Sozialforschung.

## Der Fremde als Helfer

Der Fremde als Gefahr oder als jemand, der einem gleichgültig ist und deshalb auch keine besondere Rücksicht verdient: Das sind negative Ausprägungen der gegenwärtigen Pandemie. Demgegenüber steht eine vielfach beschriebene Welle der Solidarität, die Fremde zum Helfer macht. Leute aus dem Quartier bringen alten oder kranken Menschen Einkäufe nach Hause, hüten Haustiere oder Kinder.

Die Hilfsbereitschaft überrascht uns, da Solidarität gegenüber Fremden in der individualisierten Wohlstandsgesellschaft unter normalen Umständen kaum mehr nötig sei, sagt Rosa. «Für jedes Problem gibt

es eine institutionelle Zuständigkeit, den Arzt, den Klempner, den Anwalt.» Jetzt, da viele Dienstleistungen nicht mehr erhältlich seien, rücke solidarisches Handeln wieder

«Es stellt sich die Frage, ob die Solidarität genügend tief in uns verankert ist.»

Christoph Stückelberger  
Ethiker und Theologe

ins Blickfeld. Für den Zürcher Ethiker und Theologen Christoph Stückelberger ist es beeindruckend, wie die Solidarität greift. «Es stellt sich aber die Frage, ob diese genügend tief in uns verankert ist oder nur eine pragmatische Notwendigkeit darstellt.» In diesem Fall würde sie nicht lange anhalten.

## «Wir» oder «die»

Entscheidend ist nach Einschätzung von Gesellschaftswissenschaftlern insbesondere, wie sich auf längere Sicht die Solidarität zwischen den Generationen entwickelt. Dass die Massnahmen des Social Distancing von der gesamten Bevölkerung eingehalten werden, ist für ältere Menschen, für die eine Erkrankung oft bedrohlich werden kann, entscheidend. Auf ihren gewohnten Alltag

verzichten müssen deshalb auch die Jungen, für die das Virus wenig Gefahr darstellt.

Soziologe Rosa sieht in dieser ungleichen Kosten-Nutzen-Verteilung die Gefahr von Spaltungen. Für ihn ist es entscheidend, die Verzichte der Jungen nicht zu bagatellisieren, sondern anzuerkennen. Und entsprechend zu kommunizieren. «Solidarität zerbricht immer, wenn ein «wir» und ein «die» konstruiert wird; «wir» dürfen etwas nicht, um «die» zu retten.» Damit die Solidarität zwischen den Generationen in der Krise und darüber hinaus Bestand hat, sei es entscheidend, einen «Wir-Sinn» zu schaffen. «Wir wollen nicht, dass unsere Alten sterben, wir wollen eine Gesellschaft sein, die sich um alle kümmert.»

## Der Blick nach innen

Doch die Pandemie verändert nicht nur die Sicht auf die anderen. Hartmut Rosa sieht sie auch als möglichen Ausgangspunkt für einen Pfadwechsel in der Auseinandersetzung mit uns selbst. Denn: Ein Grossteil der Bevölkerung verzeichnet gähnende Leere im Terminkalender. Reisen, Sitzungen, Kulturveranstaltungen oder Familienfeste sind abgesagt, die Hamsterräder angehalten.

Diese «unfreiwillige Entschleunigung» werde vielfach als unangenehm empfunden, zumal sie bei einem Teil der Bevölkerung mit wirtschaftlicher Existenznot einhergeht, führt Soziologe Rosa aus. Die freie Zeit könne aber nützlich sein, um herauszufinden, was einem tatsächlich wichtig ist, und biete Raum, um mit diesen Dingen in Verbindung, in Resonanz, zu treten. Obwohl die Wirtschaft bald wieder hochfährt und mit ihr das normale Tempo zu-

rückkehrt, hätten die in der Zeit gewonnenen individuellen Erkenntnisse Bestand.

## Der Wert der Natur

In der Frage, ob die Pandemie tatsächlich auch im Hinblick auf den Kampf gegen die Klimaveränderung positive Langzeitfolgen haben wird, äussern sich Experten vorsichtig optimistisch. Der Ethiker Christoph Stückelberger plädiert dafür, die Erholung der Natur als Ermutigung zu betrachten. Die Corona-Krise zeige, dass sich auch mit eingeschränkten Flugmöglichkeiten leben und grössere Restriktionen im Flug- oder Autoverkehr verkraften liessen.

Auch Rosa sieht eine Chance für Veränderung. Die vergleichsweise erfolglose Klimapolitik der letzten Jahrzehnte habe bei den Menschen zu einer «gewaltigen Ohnmachtserfahrung» geführt. Grüne Parteien, Klimagipfel, Verpflichtungserklärungen, nichts habe zu einem entschiedenen Kurswechsel geführt. «Dann kommt ein Virus, und wir machen die Erfahrung, dass wir tatsächlich politisch handeln und die Räder zum Stillstand bringen können, wenn wir das wollen.»

## Tod als kollektives Thema

Die politische Schlagkraft im Kampf gegen die Pandemie steht in Kontrast zum Gefühl der Unkontrollierbarkeit, die das Virus bislang mit sich bringt. Kein Impfstoff, kein Medikament und unterschiedlichste Krankheitsverläufe.

Die Themen Tod und Sterben beschäftigen, anders als in normalen Zeiten, nicht nur einzelne, von einem Todesfall betroffene Menschen, sondern die gesamte Gesellschaft. «Diese Allbetreffenheit wirft Fragen auf, denen man sich sonst nur ungern stellt», sagt Teresa Koloma Beck. Mit diesen existenziellen Themen befassten sich vor allem Kunst und Religion. Deshalb kommen diesen gesellschaftlichen Bereichen in der derzeitigen Situation eine besondere Bedeutung zu.

Auch Rosa geht davon aus, dass das Bedürfnis nach einem Gefühl für eine Verbindung mit «dem Umgreifenden» in diesen Zeiten zunimmt. Die Verletzbarkeit und die Unverfügbarkeit des Lebens sind für den Soziologen ein wiederkehrendes Thema der Bibel. «Ich glaube, das Coronavirus ist wie ein Anruf an die Gesellschaft, und auch die Kir-

«Diese Allbetreffenheit wirft Fragen auf, denen man sich nur ungern stellt.»

Teresa Koloma Beck  
Soziologin

che muss ihre Antwort darauf finden.» So stellt sich für ihn auch die Frage, ob es so etwas wie Geschick, Schicksal gebe. «Natürlich will ich nicht sagen, dieses Virus hat irgendeinen Sinn. Aber es bringt die Gesellschaft in Reflexionsmodus.» Was auch dazu zwingt, Antworten auf «unser Verhältnis zur letzten Wirklichkeit zu finden».

Cornelia Krause, Sandra Hohendahl

Interview mit dem Soziologen Hartmut Rosa:  
[reformiert.info/rosa](http://reformiert.info/rosa)

# Ein Stolperstein im öffentlichen Raum

**Geschichte** Kirchenrätin und Pfarrerin Esther Straub will die während der Reformationszeit ermordeten Hexen endlich dem Vergessen entreissen und ihnen ein Mahnmal setzen. Auch gegen den Widerstand der Stadt Zürich.



Vorbild Norwegen: Das Mahnmal des Architekten Peter Zumthor und der Künstlerin Louise Bourgeois.

Foto: Keystone

Am 27. Februar 1546 wurde Agatha Studler, angeklagt der Hexerei, unter dem Geläute der Altstadtkirchen in Zürich in der Limmat ertränkt. Ihren Reichtum konnte diese Frau aus der Oberschicht nicht retten.

Die städtische Elite – von den Reformatoren über die Richter bis hin zu den Politikern – hatte sich gegen sie verschworen. Denn für diesen Tatbestand gab es im patriarchalisch geprägten 16. Jahrhundert nur

die Todesstrafe: wenn eine «Hexe» mit magischen Kräften Männer unfruchtbar machte. Studler habe diverse Männer «unterm Gürtel erlahmt». So wird der Vorwurf in den Gerichtsprotokollen umschrieben.

## Mehrheit nützte nichts

Noch heute erscheint das Wohnhaus der angeblichen Hexe an der Ecke Untere Zäune und Hirschengraben repräsentativ. Pfarrerin und

Kirchenrätin Esther Straub ärgert sich jedes Mal, wenn sie am Haus vorbeikommt: «Ein Schild weist auf die späteren Eigentümer aus Cham hin. Aber über seine frühere Besitzerin und ihre Ermordung von 1546 liest man nichts.»

Der Fall Agatha Studler ist nur einer in der Reihe von 85 weiteren Justizmorden an Frauen. Deshalb hatten Esther Straub und die Historikerin Sylvie Matter schon als SP-

Gemeinderätinnen vor acht Jahren ein Postulat eingereicht, um für die zwischen dem 15. und 18. Jahrhundert als «Hexen» ermordeten Frauen ein Mahnmal zu errichten.

Trotz grosser Mehrheit im Gemeinderat winkte der Stadtrat ab. Aber die Politikerinnen, mittlerweile beide im Kantonsrat, liessen nicht locker. Sie gründeten den Verein Pro Mahnmal, um gegen die «bis heute systematische und aktive Verdrängung» des Themas anzugehen.

Zuerst lancierte der ehemalige Staatsarchivar Otto Sigg die Idee, den verfolgten Frauen öffentlich zu

«Hexenprozesse konfrontieren die Nachgeborenen mit der entfesselten Gewalt gegen Frauen.»

Esther Straub  
Kirchenrätin und Pfarrerin

gedenken. Seinen Recherchen ist es zu verdanken, dass Schicksale wie jenes von Agatha Studler wieder publik wurden. Minutiös und an Quellen orientiert, arbeitete er die Zürcher Hexenmorde auf.

## Verdächtige Kräuterkunde

Agatha Studler weicht vom normalen Opferschema ab. Denn dass eine Frau aus der Oberschicht in den Sog der frühneuzeitlichen Hexenverfolgungen geriet, war ungewöhnlich. Aber ihr zeituntypisches Selbstbewusstsein provozierte. Die vermögende Frau war mit drei Männern verheiratet, zwei davon erheblich jünger als sie. Und einer dieser jüngeren Männer wie auch ein Nachbar

sollen durch ihre Magie impotent geworden sein. Die Gerichtsakten vermerken, dass die kräuterkundige Studler Rezepturen wusste, um tobsüchtige und gewalttätige Männer ruhigzustellen.

Aber soll der lang zurückliegenden Justizmorde, die in ihrer Anzahl gegenüber anderen Gegenden gering erscheinen, noch heute gedacht werden? Straub verweist auf die skandinavische Erinnerungskultur: «In Nordnorwegen ist die Zahl der ermordeten Frauen nicht grösser. Trotzdem hat der Staat dort beim Schweizer Architekten Peter Zumthor ein grosses Mahnmal in Auftrag gegeben.» Nun müsse ein Zürcher Mahnmal nicht gerade die Grösse des in Steilneset für 77 getötete Frauen und 14 Männer errichteten Monuments besitzen. Esther Straub wünscht sich aber ein Mahnmal, das zum Stolperstein im öffentlichen Raum wird.

## Schuld der Reformatoren

Das Mahnmal in der Zwinglistadt würde zudem ein weit verbreitetes Klischee widerlegen, das die Hexenverfolgung beinahe zwangsläufig mit der katholischen Inquisition verknüpft. «Der Hexenhammer der dominikanischen Inquisitoren war die Grundlage der Hexenprozesse und bereits in der frühesten Ausgabe auch in der Grossmünsterbibliothek der Zürcher Reformatoren zu finden», sagt Straub.

In einigen Briefen des Reformators Heinrich Bullinger, in denen es um Agatha Studler geht, wird die Frau als «Circe famosissima», als berühmte Zauberin, bezeichnet. In seiner Schrift «Wider die schwarze Kunst» hat Zwinglis Nachfolger ausserdem keinen Zweifel gelassen, was für ein Schicksal solche «vom Teufel verführten Frauen» erleiden sollen: «Die Zauberinnen sollst du nicht leben lassen.»

Im Zentrum steht für die feministische Theologin Esther Straub indes: «Die Hexenprozesse weisen weit über ihre Zeitumstände hinaus und konfrontieren auch die Nachgeborenen mit einem schmerzhaften Thema: mit der entfesselten Gewalt gegen Frauen.» Delf Bucher

Die Dokumentation von Otto Sigg:  
www.zuerich-geschichte.info

## Online-Lernhilfe für Chancengleichheit

**Bildung** Das Lernen daheim ist vor allem für Kinder aus bildungsfernen Haushalten schwierig. Cevi und Heks helfen nun über das Internet.

Am 11. Mai öffnen die Volksschulen wieder. Zwei Monate waren sie damit komplett geschlossen. In weiterführenden Schulen fällt der Präsenzunterricht voraussichtlich gar vier Wochen länger aus. Das Gebot der Stunde lautet Fernunterricht. Je nach Alter der Kinder und Kenntnissen der Lehrperson auch digital.

In der Corona-Krise wird das Bildungssystem zum Versuchslabor. Es ist ein Experiment mit ungewissem Ausgang. Klar ist für Bildungsexperten schon jetzt: Insbesondere Kinder aus bildungsfernen Haushalten werden es schwieriger haben nach der Krise, wieder Anschluss an den Rest der Klasse zu finden.

Die Schere öffne sich wegen der Corona-Krise auf, warnte zum Beispiel Stephan Huber, Professor an der Pädagogischen Hochschule Luzern, der in einer gross angelegten

Befragung die Herausforderungen des Fernunterrichts untersucht hat.

Auch Sonderschulpädagogin Andrea Künsch-Wälchli ist überzeugt: «Besonders stark wird es Kinder mit Migrationshintergrund und schlechten Sprachkenntnissen treffen.» Zumal manche nun wochenlang kaum Deutsch sprächen.

## Mindestens ein Smartphone

Künsch-Wälchli kennt die Lage in Familien, die der Lockdown besonders trifft. Sie ist Co-Geschäftsleiterin des Cevi Zürich und zuständig für den Bereich Lernhilfe.

Seit 18 Jahren hilft der Cevi zu günstigen Tarifen Kindern und Jugendlichen bis hin zur Berufsschule. Die Lehrpersonen sind in der Regel Studierende verschiedenster Fachrichtungen. 80 Prozent der betreuten Schüler und Schülerinnen

haben Migrationshintergrund, häufig übernehmen die Kosten für die Nachhilfe die Sozialbehörden. Doch die mit der Pandemie einhergehenden Abstandsregeln vereiteln nun auch Nachhilfestunden.

Deswegen hat Künsch-Wälchli das Angebot nun auf digital umgestellt. Die Schüler sehen ihre Lehrpersonen am Computerbildschirm oder auf den Displays mobiler Endgeräte. Das Angebot sei bei den Eltern gut angekommen, erzählt sie. «Viele hatten sich Sorgen gemacht und waren erleichtert, dass es Hilfe gibt.» Anders als zunächst befürchtet hätten alle bereits betreuten Familien Zugang zu Internet und ent-

sprechenden Geräten. «Wir haben bei allen Familien nachgefragt. Mindestens ein Smartphone mit Zugang zu einem öffentlichen Hotspot findet sich in jeder Familie.»

Erste Kinder und Jugendliche haben den Fernunterricht aufgenommen. Künsch-Wälchli erwartet, dass der Bedarf nach den Frühlingferien ansteigt. Viele Lehrpersonen hätten sich mit neuem Stoff zurückgehalten, in der Hoffnung, dass die Schulen schneller wieder öffnen.

Dabei helfen, die Bildungsschere zu schliessen, will auch das Hilfswerk der evangelischen Kirchen, Heks. Die Regionalstellen in Bern und St. Gallen haben online Lern-

«Besonders stark wird es Kinder mit Migrationshintergrund und schlechten Sprachkenntnissen treffen.»

Andrea Künsch-Wälchli  
Cevi-Co-Geschäftsleiterin

Foto: zyg

und Aufgabenhilfen aufgezogen. Bis zu drei Mal pro Woche helfen Freiwillige Kindern per Videochat kostenlos mit dem Schulstoff. Die Kinder stammen meist aus sozial benachteiligten Familien, viele haben einen Migrationshintergrund. Neben den Eltern hätten Sozialarbeiter, Schulen und interkulturelle Vermittlerinnen die Kinder zum Unterricht angemeldet, sagt Petra Abdelli von Heks Ostschweiz.

## Dutzende Freiwillige

Innerhalb kürzester Zeit hätten sich Dutzende Freiwillige auf einen Facebook-Aufruf gemeldet, oft pensionierte Lehrpersonen oder Lehrerinnen im Mutterschaftsurlaub. Die Teams arbeiteten sich derzeit ein, sagt Abdelli. Die ersten Erfahrungen seien positiv. «Nur manches braucht mehr Zeit, etwa, wenn man einem Kind erklären will, wie man einen Stift hält.»

Auch der Cevi zieht eine positive Zwischenbilanz. Die grösste Hürde sei – genau gleich wie beim analogen Unterricht – die Sprachbarriere, sagt Künsch-Wälchli. Der Videochat irritiere die Kinder hingegen kaum. Anders sei die Situation bei Lehrpersonen: «Für manche ist es noch ungewohnt.» Cornelia Krause

**DOSSIER: 75 Jahre danach**

# «Werden Sie die Zeitzeugen, die wir nicht mehr lange sein können!»



«Das Unvorstellbare beschreiben»: Margot Friedlander in ihrer Wohnung in Berlin.

Foto: Dominik Butzmann

Margot Friedlander (98) erzählt unermüdlich ihre Geschichte. «Denn nur wer weiss, was geschehen ist, kann auch verhindern, dass es wieder passiert.» Die Jüdin war 21 Jahre alt, als sie in Berlin untertauchen musste, um der Verfolgung durch die Nationalsozialisten zu entgehen. Während 14 Monaten lebte sie im Untergrund. Ein Jahr vor Kriegsende wurde sie ins Konzentrationslager Theresienstadt deportiert, das vor 75 Jahren, am 5. Mai 1945, befreit wurde. Nachdem sie 1946 mit ihrem Mann nach New York emigriert war, kehrte sie 2003 zum ersten Mal nach Berlin zurück, wo sie nun seit zehn Jahren lebt. In ihrer Wohnung erzählt sie von den Schrecken der Nazizeit und dem Glück, in der Heimat wieder zu Hause zu sein. Und sie sagt, dass in jedem Menschen etwas Gutes steckt. «Man muss es nur herausholen.»

# M

argot Friedlander zieht eine Mappe aus dem mit Büchern, Ordnern und Karten überfüllten Regal, lose Papiere fallen auf den Boden. Sie klappt vorsichtig den Deckel auf, fährt mit den Fingerkuppen der rechten Hand über das gestärkte Papier. Eine Geste, die Ehrfurcht, Stolz und Staunen verrät.

«In Anerkennung der um Volk und Staat erworbenen besonderen Verdienste verleihe ich Frau Margot Friedlander, Berlin, das Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland.» Die von Christian Wulff, dem damaligen Bundespräsidenten, unterschriebene Urkunde ist mit dem 9. November 2011 datiert.

Der 9. November ist verbunden mit der Pogromnacht von 1938 und dem dunkelsten Kapitel der deutschen Geschichte: die Ermordung von sechs Millionen Jüdinnen und Juden. Mordend und plündernd zogen die Nationalsozialisten durch die Strassen. Die systematische Diskriminierung der jüdischen Bevölkerung war endgültig in gewaltsame Verfolgung umgeschlagen.

Friedlander war damals gerade 17 Jahre alt geworden. Ihr vier Jah-

re jüngerer Bruder Ralph hätte am 12. November 1938 seine Bar-Mizwa feiern sollen. Doch nun lief sie durch den Berliner Bezirk Charlottenburg, wo sie wohnte, an SA-Männern und Schaulustigen vorbei, in der Nase einen beissenden Brandgeruch. «Das Knirschen des Glases unter meinen Schuhen schien mir unendlich laut», schreibt sie in ihrem 2008 veröffentlichten Buch.

Mit den Fensterscheiben der jüdischen Geschäfte und Synagogen ging für Margot Friedlander auch die Gewissheit zu Bruch, Deutschland sei doch ein zivilisiertes Land. Spätestens jetzt war klar, dass Adolf Hitler nicht verschwinden würde. «Wir mussten verschwinden.»

Ihr Vater verliess Berlin im April 1939, ein halbes Jahr vor Kriegsausbruch, nachdem er als Besitzer eines Knopfgeschäfts enteignet worden war. Er hoffte, in Belgien in Sicherheit zu sein. 1935 hatten sich die Eltern getrennt. Der Vater starb 1942 in einem Vernichtungslager.

#### Die Nachricht der Mutter

Es war am Morgen des 20. Januar 1943, als Friedlander von der Nachtschicht in einem Industriewerk, wo sie als 21-Jährige Zwangsarbeit verrichten musste, nach Hause kam. Noch am Abend sollte sie mit ihrem Bruder und ihrer Mutter Berlin verlassen. Vor der Wohnung stand ein Mann in Gestapo-Uniform.

Friedlander schlich sich vorbei und klingelte bei einer Nachbarin eine Etage höher. Dort erfuhr sie, was in der Nacht geschehen war. Der Bruder und zwei Verwandte, die sich in der Wohnung aufgehalten hatten, waren verhaftet worden. Die Mutter fand die Wohnung ver-

siegelt, ihr 17-jähriger Sohn war weg. Offensichtlich war dieser letzter Fluchtversuch der Familie verraten worden. Bereits 1938 war der Mutter und den beiden Kindern die Ausreisemisslungen, weil die USA die Visa verweigert hatten.

Weil sie den Sohn nicht im Stich lassen wollte, stellte sich die Mutter freiwillig. Der Tochter hinterliess sie eine Bernsteinkette, ein Adressheft mit möglichen Verstecken und einen Satz: «Versuche, dein Leben zu machen.» Später sollte Friedlander erfahren, dass Mutter und Sohn auseinandergerissen wurden, kaum hatten sie sich gefunden. Beide starben in Auschwitz.

Als Margot Friedlander den Tag schildert, an dem sie die Mutter und den Bruder verlor, stockt ihre Stimme. Ihr Blick, der zuvor das Gegenüber immer mit freundlicher Aufmerksamkeit fixiert hatte, schweift ab und sucht irgendwo in der Berliner Dachlandschaft Halt, die an diesem erstaunlich milden Februartag hinter der halb offenen Balkontür liegt. Lily, die schwarze Katze, erhebt sich vom Bett, das in der anderen Ecke der geräumigen Einzimmerwohnung steht. Sie streckt sich, streicht durch die helle Altersresidenz auf den kleinen Balkon.

Vom Verlust der Mutter und des Bruders hat Friedlander schon hundertfach erzählt. Vor Schulklassen, in Hörbüchern, an Vorträgen, in Radiointerviews. Doch eine Routine stellt sich nicht ein, wenn schmerzhaft Erinnerungen wiederkehren.

Friedlander erzählt nun fragend, ein wenig sprunghaft auch. «Hat meine Mutter Ralph noch drücken können? Was war das für ein Abschied?» Unzählige Familien wur-

den so auseinandergerissen. «Plötzlich waren sie keine Familien mehr.»

Immer neu nach Worten tastend, versucht Friedlander, «das Unvorstellbare» zu beschreiben. Die Erinnerungsarbeit ist ihre Lebensaufgabe. «Sonst vergisst sich das doch alles wieder schnell», sagt sie ganz ohne Pathos und ohne Vorwurf in der Stimme. Den Jugendlichen ruft die 98-Jährige jeweils zu: «Werden Sie die Zeitzeugen, die wir nicht mehr lange sein können!» Wenn ihnen ihre Freiheit lieb sei, müssten sie die Erinnerung an die Verbrechen in der Zeit des Nationalsozialismus wachhalten. «Denn nur wer weiss, was geschehen ist, kann auch verhindern, dass es wieder passiert.»

Friedlander spricht die Schülerinnen und Schüler nie als Nachfahren von Tätern an. Auch von ihren Freundinnen und Freunden in Berlin will sie nicht wissen, ob deren Väter oder Grossväter an der Schoah beteiligt waren. Sie reiche allen «die Hand als Menschen». Ohnehin stecke in jedem Menschen etwas Gutes, sagt sie. «Man muss nur das Gute aus ihnen herausholen, nicht das Schlechte.» Friedlander betreibt keine Vergangenheitsbewältigung, sie hofft vielmehr, die Wiederkehr des Unvorstellbaren zu verhindern.

Sie weiss, dass sie zuweilen auch auf taube Ohren stösst. Mit der Gelassenheit des Alters und dem Anflug ihres verschmitzten, irgendwie menschenfreundlichen Lächelns, das von ihr vielleicht am stärksten in Erinnerung bleibt, sagt sie: «Lassen sich drei von 100 Leuten im Publikum von meiner Geschichte berühren, habe ich viel erreicht.»

#### Die Bomben der Befreier

Nachdem sie Mutter und Bruder verloren hatte, tauchte Friedlander unter. Die ersten Kontakte standen noch im Adressbuch der Mutter, dann folgte sie den Hinweisen ihrer Helfer, zwischendurch übernachtete sie auf einer Parkbank. Lange konnte sie in ihren Verstecken nie bleiben. «Ich lebte für den Augenblick, die nächsten Stunden.» Jeder

Abschied war ein Abschied für immer. Einmal musste sie überstürzt weg, damit ihre Notlage nicht ausgenutzt werden konnte.

Aus Angst, ihr Aussehen könnte sie verraten, liess sich Friedlander die Nase operieren, färbte ihre Haare. Draussen trug sie stets ein Kreuz an einer schmalen Kordel aus Garn um den Hals, das sie von einem Helfer geschenkt bekommen hatte. «Es schützte mich wie ein Talisman.»

Warum man ihr half, wusste sie nicht. Ohnehin durfte sie nicht zu viel wissen. Denn Wissen war gefährlich. Die Namen der Helfer und Helferinnen vergass sie am besten gleich wieder, um in einem möglichen Verhör niemanden zu gefährden. Während der Fliegerangriffe konnte sie nicht in die Schutzkeller. Das Risiko, entdeckt zu werden, war zu gross. Sie hockte in Hausengängen, als die Bomben der Befreier fielen.

Dann, an einem Frühlingstag im April 1944, wurde Friedlander von Greifern angesprochen. Das waren Juden, die im Dienst der Nazis nach anderen Juden suchten. Noch auf dem Weg zur Wache sagte Friedlander den Satz: «Ich bin jüdisch.»

Mit den drei Worten lieferte sie sich aus. Sie wurde in das Konzentrationslager Theresienstadt deportiert. Paradoxiertweise wirkte das Geständnis entlastend: «Aus dem Ich war wieder ein Wir geworden», schreibt Friedlander in ihren Erinnerungen. Sie wusste sich wieder vereint mit dem Schicksal der Familie und aller anderen Juden. Im Untergrund hatte sie sich schuldig gefühlt, weil sie nicht mit der Mutter und dem Bruder mitgegangen war.

Die «leise Hoffnung», die Familie wiederzusehen, trug Margot Friedlander lange Zeit mit sich. Sie erlosch, als in Theresienstadt die Züge aus Auschwitz ankamen. «Mit Menschen, die keine Menschen mehr waren.» Viele hatten den Transport nicht überlebt. Die Toten seien kaum von den Lebenden zu unterscheiden gewesen, sagt sie. «Da starb das letzte Stück der leisen Hoffnung.» Fried-

# «Hat Mutter meinen Bruder noch drücken können? Was war das für ein Abschied?» Viele Familien wurden so auseinandergerissen. «Plötzlich waren sie keine Familien mehr.»



«So ein unbeschreibliches Leben»: Margot Friedlander über die Rückkehr nach Berlin.

Foto: Dominik Butzmann



«Gefühlssachen halt»: Margot Friedlander erzählt von ihrer Befreiung.

Foto: Dominik Butzmann

## Jubel und Glockenklang kündeten vom Frieden

Der 8. Mai 1945 in der Schweiz: Der Sprecher von Radio Beromünster jubiliert, die Zeitungverkäufer rufen mit lauter Stimme: «Der Krieg ist aus!» Am lang ersehnten Tag, der zumindest Europa den Frieden brachte, war schulfrei. An vielen Ladentüren in Bern und Zürich hingen Schilder: «Wegen Frieden geschlossen». In anderen Läden fanden kleine Fahnen der Alliierten und solche mit Schweizerkreuz reissenden Absatz. Als am Abend in der ganzen Schweiz die Kirchenglocken läuteten und die Menschen zu den Festgottesdiensten strömten, schwenkten viele ihre Flaggen.

#### «Freunde trotz allem»

Eine Fahne war aber verhasst: die mit dem Hakenkreuz. Das deutsche Reisebüro in Zürichs Bahnhofstrasse war während des ganzen Krieges eine touristisch getarnte NS-Propagandazentrale gewesen. Hitler-Bilder und Hakenkreuze schmückten die Schaufenster. Nun schoben aufgebrachte Demonstranten die Rolläden hoch. Fensterglas ging zu Bruch. Den Schweizer Polizisten gelang es nicht, die mittlerweile 1000 Demonstranten aus-

einanderzutreiben. Deutschenhass war nun populär. Aber nicht beim Theologen Karl Barth, der als unerbitterlicher Kritiker der Nazis 1934 seinen Bonner Lehrstuhl verlassen musste. Er hatte den Hass der Zeitgenossen vorausgesehen und bereits im Januar 1945 in seinem Vortrag «Die Deutschen und wir» gemahnt: «Deutschland braucht nunmehr Freunde, Freunde, trotz allem!»

#### Insel oder volles Boot

Einen nachdenklichen Ton schlug am 16. Mai 1945 auch Max Wolff an, der Präsident der Zürcher Synode: «Zur Busse haben wir alle Ursache, ist doch unsere eigene Mitschuld an der Weltkatastrophe offenkundig.» Er spielte auf die hartherzige Zurückweisung jüdischer Menschen an der Schweizer Grenze an, die für die meisten den Tod in den Vernichtungslagern bedeutete. Durchgesetzt hatte sich eine andere Erinnerungskultur, die erst mit dem Bergier-Bericht ihre Gültigkeit verlor: die verschonte Schweiz, die zur Friedensinsel der «Bedrohten und Geschlagenen» wurde, wie es im Jahresrückblick der «Filmwochenschau» hiess. Dort war auch zu hören, dass die Schweiz für viele Flüchtlinge das «Rettingsboot im Sturm» geworden sei. Die Metapher vom vollen Boot, die Bundesrat Eduard von Steiger 1942 nach der Grenzschiessung in seiner Rede vor 6000 Mitgliedern der Jungen Kirche in Zürich-Oerlikon gebrauchte, wurde so wenige Monate nach Kriegsende ins Gegenteil verkehrt. bu

lander hält inne und verbirgt das Gesicht in ihren Händen. Stille. Damals war sie sich sicher: Solche Grausamkeiten konnten der Bruder und die Mutter nicht überlebt haben.

«Der Osten» hatte ein Gesicht bekommen. Bisher war er eine Vermutung gewesen. Bereits nach der Verhaftung in Berlin und später in Theresienstadt versuchten alle zu verhindern, auf Züge in den Osten verladen zu werden. Vom wahren Schrecken erfuhren sie erst jetzt.

#### Als die Schweizer kamen

Am 5. Mai 1945 übergaben die Deutschen Theresienstadt dem Internationalen Komitee des Roten Kreuzes. Oder wie Margot Friedlander sagt: «Dann kamen die Schweizer.» Statt der Hakenkreuzflagge flatterte das Rote Kreuz auf weissem Grund im Wind. Drei Tage später übernahmen die Russen das Kommando.

«In Theresienstadt wollten die Nazis etwas inszenieren, das es nie gab.» Die Propaganda versuchte, den Schein eines selbst verwalteten Ghettos aufrechtzuerhalten, und gewährte dem Roten Kreuz vereinzelt Zutritt. Nachdem die Armee der Sowjets das Lager befreit hatte, stand das Tor erstmals offen. Und Margot Friedlander staunte über das eigene Überleben.

Wirklich an die Befreiung glaubte sie erst, als die Deutschen ins Lager zurückkehrten. Aber diesmal nicht als Aufseher. Unter der Kontrolle der Russen taten sie das, was zuvor die Juden tun mussten: Strassen kehren, die Latrinen leeren. Ihr

erster Gedanke nach dem Abzug der Nazis: «Ja, es gibt einen Gott.» Auf das Zitat aus ihrem Buch angesprochen, zögert Friedlander keine Sekunde: Sie sei «immer gläubig gewesen, aber nicht fromm».

Dann sucht sie nach Worten, um zu beschreiben, wassie damit meint. Sie beginnt einen Satz, bricht ihn ab, nimmt einen neuen Anlauf. In Momenten wie jenem der Befreiung vor 75 Jahren verwende man Formulierungen, die man im normalen Leben nicht mehr brauche. «Gefühlsachen halt.» Es war «doch wirklich unvorstellbar», plötzlich ein freier Mensch zu sein. Hinaus auf die Strassen gehen zu können ohne Angst, erschossen zu werden. Den Lagerzaun entlang führen die Lastwagen der Roten Armee zur Siegesparade nach Prag. «Die Soldaten sahen so zerlumpt aus wie wir.»

In Theresienstadt traf sie Adolf Friedländer wieder, den sie noch vom Jüdischen Kulturbund in Berlin kannte. Auch er hatte seine gesamte Familie verloren. Nur wenige Tage nach der Befreiung heiratete sie ihn. Der letzte im Lager verbliebene Rabbiner traute das Paar.

1946 bestiegen Adolf und Margot Friedlander ein Schiff nach New York. Sie nahmen die amerikanische Staatsbürgerschaft an. Die deutschen Pünktchen auf dem «a» verschwanden aus ihrem Namen.

2003 kehrte Friedlander erstmals nach Berlin zurück, sechs Jahre nach dem Tod ihres Mannes. Sie folgte einer Einladung des Berliner Senats für «verfolgte und emigrierte Bür-

ger». Nicht viel erinnerte an ihre Stadt. Berlin hatte sich zweimal neu erfunden, als geteilte Stadt und im Bauboom nach der Wende.

#### Zehn unvorstellbare Jahre

In der Wohnung stehen viele Fotos von Empfängen, Ehrungen und Geburtstagen. Der Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier ist zu sehen. Am Tag vor dem Gespräch mit «reformiert» war Friedlander noch in der Oper, der «Rosenkavalier». Sie ist dankbar für ihr Beziehungsnetz. Dafür, «dass man mir zuhört». In Amerika habe ihre Vergangenheit niemanden interessiert. Ohnehin seien sie Europäer geblieben. Mindestens einmal im Jahr reisten sie nach Europa. Zu Verwandten

nach Italien, zu Freunden nach Zürich. «Die Schweiz liebten wir sehr.»

Nach Deutschland, in jenes Land, das seine Familie ausgelöscht hatte, wollte ihr Mann nie. Italiens Schuld hingegen und «was die Schweiz Unschönes getan hatte», interessierte ihn nicht. Als sie doch einmal drei Tage in München waren, sagte er nur: «Die schöne Stadt könnte auch in Italien sein.» Friedlander lacht. Und schweigt dann nachdenklich.

Manchmal tue es ihr «nachträglich ein bisschen leid», dass sie die Weigerung ihres Mannes, nach Berlin zurückzukehren, immer akzeptiert habe. «Hätte er dieses Berlin, in dem ich jetzt lebe, gesehen und gespürt, er hätte anders gedacht.» Und da taucht es unverhofft wieder auf,

das so oft gesagte Wort: «unvorstellbar». Doch jetzt hat es seinen Schrecken verloren. «Seit ich wieder in Berlin bin, habe ich zehn unvorstellbare Jahre verbracht.»

Friedlander freut die Anerkennung vom Staat. Glücklicherweise sind für ihr Erzählen. «Ich hätte nie gedacht, dass ich einmal ein so unbeschreibliches Leben führe.» Das Geschenk, in der Heimat wieder zu Hause zu sein, hätte sie gerne mit ihrem Mann geteilt. Vorsichtig legt sie die Urkunde zurück zwischen die Bücher. Felix Reich

Margot Friedlander mit Malin Schwerdtfeger: «Versuche, dein Leben zu machen». Als Jüdin versteckt in Berlin. Rowohlt 2008.

## Dieser Krieg forderte 60 Millionen Todesopfer

Mit der bedingungslosen Kapitulation der deutschen Wehrmacht, die am 8. Mai 1945 in Kraft trat, ging in Europa ein verheerender Krieg zu Ende, den Deutschland am 1. September 1939 mit dem Überfall auf Polen begonnen hatte. Die Zahl der Todesopfer wird auf 60 Millionen geschätzt. Im pazifischen Raum dauerten die Kämpfe noch

bis im September an. Im August 1945 warfen die USA Atombomben über Hiroshima und Nagasaki ab. Einen Monat später kapitulierten das japanische Kaiserreich.

#### Sinnlos und vergeblich

1985 bezeichnete der damalige Bundespräsident Richard von Weizsäcker in seiner Rede zum 40. Jahrestag der Kapitulation den 8. Mai als «Tag der Befreiung vom menschenverachtenden System der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft». Erstmals wurde in der Bundesrepublik die Kapitulation offiziell als Befreiung interpretiert. Die meisten Deutschen hätten geglaubt, «für die gute Sache des eigenen Landes zu kämpfen», sagte von Weiz-

säcker. Doch spätestens in der deutschen Niederlage habe sich gezeigt: «Das alles war nicht nur vergeblich und sinnlos, sondern es hatte den unmenschlichen Zielen einer verbrecherischen Führung gedient.»

Zu diesen unmenschlichen Zielen der Nationalsozialisten unter Adolf Hitler gehörte die Ermordung der jüdischen Bevölkerung. Rund sechs Millionen Jüdinnen und Juden wurden in den Lagern umgebracht. Darauf verwies auch von Weizsäcker: Am Anfang der Gewaltherrschaft stand Hitlers «abgrundtiefer Hass gegen unsere jüdischen Mitmenschen». Seinen Hass habe der Diktator nie verschwiegen, «sondern das ganze Volk zum Werkzeug dieses Hasses gemacht». fmr

# Im KZ war Albert Mülli nur noch Nr. 29331



KZ-Gedenkstätte Dachau: Klaus Schultz erzählt den Jugendlichen Verstörendes.

Foto: Sebastian Arlt

Für die Abschlussklassen der Sekundarstufe Affeltrangen TG soll das System der Konzentrationslager nicht bloss ein Kapitel im Geschichtsbuch bleiben. Die Schülerinnen und Schüler schreiten durch das Tor des ehemaligen KZ Dachau und bekommen einen Eindruck von den geschichtlichen Abgründen des 20. Jahrhunderts. Auch 53 Schweizer wurden an diese Stätte des sadistischen Nazi-Terrors verschleppt.

# G

laubt es!», telegraphierte die Kriegsphotografin Lee Miller an die New Yorker Redaktion der «Vogue», um ihre Fotoreportage aus dem KZ Dachau anzukündigen. Der Horror, den sie am 30. April 1945, einen Tag nach der Befreiung des Konzentrationslagers, fotografierte, überstieg die Vorstellungskraft der Menschen in den vom Krieg verschonten USA. Lee Miller drückte auf den Auslöser, als Häftlinge ihre toten Leidensgenossen, mehr Skelett als menschliche Körper, auf einen Lastwagen stapelten. Sie dokumentierte die Sex-Zwangsarbeiterinnen des KZ-Bordells ebenso wie die Leiche eines SS-Mannes im Wassergraben, den US-Soldaten, von der angetroffenen Grausamkeit überwältigt, in Rachejustiz hingerichtet hatten.

## Schüler im Schreckensreich

Ende Februar 2020, somit knapp 75 Jahre nach Kriegsende, versammeln sich drei Abschlussklassen der Sekundarschule Affeltrangen TG morgens um 6 Uhr, besteigen den Bus und erreichen nach vier Stunden Fahrt die KZ-Gedenkstätte Dachau bei München. Sie gehen durch das Lagertor mit der zynischen Aufschrift «Arbeit macht frei», durch das zwischen März 1933 und April 1945 insgesamt 200 000 Menschen geschritten sind. Mehr als 40 000 von ihnen sind nie mehr aus dem Lager zurück in die Freiheit gelangt. Viele von ihnen wurden im Krematorium verbrannt.

In den Apriltagen 1945, als der Kriegslärm täglich lauter zu hören war, fehlte das Holz, um das Krematorium zu betreiben. So wurden die Leichen, wie Klaus Schultz in seinem weichen bayrischen Dialekt erzählt, zu Hunderten vor der Anlage deponiert. Schultz ist Diakon der Evangelischen Versöhnungskirche auf dem KZ-Gelände. Mit seiner rundlichen Figur und seinem dichten Schnauz strahlt er Ruhe aus. Indes schwingt bei ihm auch nach 23 Berufsjahren als Erklärer der Schrecken des KZ-Systems immer noch Betroffenheit mit. Ganz so, als würde er zum ersten Mal Sätze aussprechen wie: «Ich versuche euch nun von einem Ort zu erzählen, von dem man eigentlich nicht erzählen kann, weil das, was hier geschehen ist, unvorstellbar ist.»

## Eine Notlüge rettet Naor

Es ist mucksmäuschenstill, während Klaus Schultz vor dem Krematorium vom Tag der Befreiung erzählt. Viele der befreiten KZ-Insassen seien noch Tage und Wochen danach gestorben. Denn Hunger, aussehende Zwangsarbeit und Krankheiten wie Typhus liessen viele der ausgemergelten Gestalten nicht mehr auf die Beine kommen.

Auch nach 23 Jahren Erinnerungsarbeit und Tausenden von Schülern, die er in dieser Zeit durchs Lager geführt hat, bleibt Klaus Schultz davor bewahrt, im Leierton die immer gleichen Geschichten zu erzählen. Denn er will berühren, will die Jugendlichen mit konkreten Schicksalen konfrontieren, die sich mit den Erfahrungen der jungen Leute verbinden lassen.

So erzählt er zum Beispiel von dem jungen Litauer Abba Naor. «Der war in eurem Alter», sagt Schultz. 14 Jahre alt sei er gewesen, als er diesen Ort des Terrors betrat. Lebensrettend für Naor war eine Notlüge. Statt sein wahres Alter anzugeben, das ihn als «arbeitsunfähig» auf einen Transport in ein Vernich-

tungslager gebracht hätte, rettete er sein Leben, indem er sich als 16-Jähriger ausgab.

## Ein Schweizer Schicksal

Wenn sich eine Schülergruppe anmeldet, konsultiert Schultz jeweils das Register der Dachau-Häftlinge. 53 Schweizer hat er gefunden. 53 Menschen, die in dem Konzentrationslager inhaftiert waren, in drangvoller Enge hungerten, verprügelt wurden und von Schwerarbeit gezeichnet auf ihre Entlassung warteten. «1942 ist da ein Schweizer namens Albert Mülli eingetragen», so Schultz. «Leider weiss ich nicht, ob er überlebt hat.»

Im Buch «Schweizer KZ-Häftlinge»\* wird das Schicksal des 22-jährigen arbeitslosen Sozialdemokraten Albert Mülli nachgezeichnet. Unwissend reiste er 1938 mit einem Kurierauftrag nach Wien. In dem von ihm transportierten Koffer fand die Gestapo kommunistische Propaganda. Er wurde zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt und kam 1942 nach Haftablauf nach Dachau.

Die Proteste der Schweizer Gesundheitskraft fielen lau aus. Der Verdacht, es mit einem Kommunisten zu tun zu haben, liess jedes diplomatische Eingreifen erlahmen und brachte nach dem Krieg die politische Polizei in der Schweiz auf den Plan. Sie bespitzelte Mülli, wenn er von Dachau berichtete. In seiner Fichenakte, die bis in die 1960er-Jahre geführt wurde, erzählte Mülli das Gleiche, was auch Klaus Schultz den Schülern erklärt: Wie er beim Eintreten ins KZ mit Fusstritten und Ohrfeigen empfangen wurde, wie sein ganzer Körper rasiert wurde, wie er mit Entlausungsmittel desinfiziert und schliesslich in die blaue Zebrafärbung gesteckt wurde. «Von Anfang an beraubte man die Häftlinge ihrer Würde. Mit dem Eintritt ins KZ hat jeder seinen Namen verloren und wurde nur mit einer Nummer aufgerufen», berichtet Klaus Schultz.

Albert Mülli hatte die Nummer 29331 und als politischer Gefangener einen roten Winkel aufgenäht. «Was denkt ihr, was sonst noch für Gruppen von Gefangenen nach Dachau kamen?», fragt Schultz. Juden, lautet die Antwort der Schüler. Homosexuelle werden noch genannt, und Schultz ergänzt die Liste der von den Nazis Verfolgten: Pfarrer, Bibelforscher, Sinti und Roma, weiter sogenannte Asoziale und Kriegsgefangene aus ganz Europa. Für jede Kategorie der Insassen gab es ein Symbol. Alle wurden nummeriert. Akribische Ordnung herrschte in diesem 18 Hektaren grossen Reich des Schreckens.

Über dem Appellplatz weht ein kalter Wind. Schultz erzählt, wie er vor drei Jahren an einem eisigen Februartag mit Abba Naor über den Platz ging und der Holocaust-Überlebende, eingehüllt in warme Winterkleider, sagte: «Ich kann mir nicht vorstellen, wie ich damals diese Kälte ausgehalten habe.»

## Der Hüter der Zeugnisse

Nebst Abba Naor hat Schultz viele andere Überlebende getroffen. Er ist ein «Zeuge der Zeugen». Denn nur wenige ehemalige Lagerinsassen leben noch und können von ihren Erlebnissen berichten. Schultz trägt ihr Zeugnis weiter. Er erzählt von den Schrecknissen, die sich auf dem Appellplatz zugetragen haben, wenn abends nach dem Zählappell der SS-Mann in bürokratischer Akribie die Zahl der Toten unter der Rubrik «Abgänge» notierte.

Vor allem gegen Ende des Krieges war das Sterben allgegenwärtig. Je mehr Polen, Russen und Juden ins Lager kamen, desto brutaler wurden die Fantasien der SS-Männer, um die Entmenschlichung voranzutreiben. Ein Lagerinsasse notierte später: «Selbst eine tote Katze auf der Strasse hätte wahrscheinlich mehr Mitgefühl ausgelöst als die Menschen, die auf dem KZ-Gelände am Sterben waren.»

Gestorben wurde auf viele Arten. Mit gebundenen Händen wurden Insassen an ein Seil gehängt. Stundenlang hingen sie in der Luft, überspannte sich ihr Körper, auf den die SS-Schergen eindroschen. Auch in der Krankenabteilung ging der Tod um, wo Menschen Unterkühlungsversuchen ausgesetzt, mit Malaria infiziert oder in der Druckkammer zu Tode gequält wurden.

## Freiwillige Folterknechte

In die aufgewählten Gesichter der Schüler hinein sagt Schultz: «Die SS-Leute haben das freiwillig gemacht. Es ist eine Schutzbehauptung, dass sie dies unter Zwang tun mussten.» Ein Schüler fragt später im Bus auf der Heimfahrt: «Was die SS-Männer wohl zu Hause ihren Familien erzählt haben?» Ein anderer ist sich sicher: «Das kann sich in Europa nicht wiederholen.» Bald wollen sich die Jugendlichen von den Erlebnissen des Besuchs in der KZ-Gedenkstätte ablenken. Es wird gegamt, geschattet und geplaudert nach diesem verstörenden Tag.

Auch die Fotografin Lee Miller schien sich am Abend des 30. April 1945 mit einer künstlerisch inszenierten Performance Blut und Dreck vom KZ Dachau buchstäblich abwaschen zu wollen. Sie legte sich in der Münchner Wohnung von Adolf Hitler in dessen Badewanne und liess sich nackt von ihrem Kollegen fotografieren. Eine coole Pose, doch Alkoholismus und Depressionen sollten sie ihr weiteres Leben begleiten – nicht zuletzt auch wegen ihrer Kriegerlebnisse.

Den einstigen Häftling Alfred Mülli verfolgte das KZ ebenso bis zu seinem Tod 1997. Als Demenzkranker rief er immer wieder, als würde er zum Appell antreten, im zackigen Ton seine KZ-Nummer: «29331!» Delf Bucher

\*B. Spörri, R. Staubli, B. Tuchschmid: Schweizer KZ-Häftlinge. NZZ Libro, 2019, 320 Seiten, Fr. 48.–.

# «Ich bin stets mehr als meine Angst»

**Spiritualität** Vertrauen üben statt Ängste kultivieren: Jesuit Tobias Karcher gibt Impulse, wie der erzwungene Rückzug in der Corona-Krise positiv genutzt werden kann. Auch nach den ersten Schritten zu einer Lockerung.

**Wie geht es Ihnen mit dem Stillstand wegen des Coronavirus?**

Tobias Karcher: Nicht schlecht. Als Menschen haben wir die Freiheit zu entscheiden: Erleiden wir eine schwierige Situation oder nutzen wir sie? Die Einschränkungen wegen Covid-19, obwohl sie jetzt gelockert wurden, unterbrechen unsere Lebensgewohnheiten. Das kann eine Chance sein, vertiefter über das eigene Leben zu reflektieren.

**Ausgerechnet in der Krise soll man Einkehr halten?**

Mich erinnert der durch das Virus erzwungene Rückzug an die Exerziten-Übungen, die wir Jesuiten regelmässig praktizieren. Wir ziehen

**«Das Abendgebet ist das wichtigste Gebet, das nie wegfallen sollte.»**

uns dabei für Tage, Wochen oder Monate zurück, um zu schweigen und zu beten. Mittels einer christlichen Art von Biografiearbeit denken wir über unser Leben nach. Das Ziel ist, Gottes Spuren in meinem Leben zu erkennen. Vielleicht können Menschen den Rückzug in der Corona-Krise ähnlich nutzen.

**Wie soll das konkret gehen?**

Indem man jeden Abend betet oder meditiert beispielsweise. Das ist ein wichtiges Element der Exerziten. Laut unserem Ordensgründer Ignatius von Loyola ist das Abendgebet das wichtigste Gebet, das auf keinen Fall wegfallen sollte. Ich schaue im Zwiegespräch mit Christus auf den Tag zurück und danke für alles, was mir geschenkt wurde. Tue ich



«Gottes Wirken nachspüren»: Jesuitenpater Tobias Karcher. Foto: Niklaus Spoerri

das einige Zeit, verändert sich mein Blick. Ich sehe das Schöne und Reiche in meinem Leben klarer. Die aktuelle Entschleunigung hilft dabei. Denn im geschäftigen Alltag nimmt man die Geschenke des Lebens oft nicht richtig wahr.

**Wer jetzt um seine Gesundheit, den Job oder seine Existenz bangt, wird kaum ein Geschenk erkennen.** Sicherlich erleben viele Menschen sehr Bedrohliches und Beängstigendes.

Gerade dann kann es wichtig sein, sich nicht mit der Angst und Niedergeschlagenheit zu identifizieren. Ich bin immer mehr als meine Angst! Hilfreich kann sein, ganz bewusst seine Sinne zu öffnen. Diese Methode verwenden wir jeweils am Anfang der Exerziten.

**Bewusst sehen, hören, riechen?**

Ja, aber in einer anderen Reihenfolge. Zuerst kommt der Geschmackssinn: Wie schmeckt mir das Essen

heute und was gibt mir Geschmack am Leben? Dem Geschmackssinn entspricht die Grunderfahrung der Freude. Auf einem Spaziergang kann ich dann spüren, wie der Boden mich trägt. So kann Vertrauen neu in mir wachsen. Erst am Schluss folgt das Hören als ein Lauschen, etwa auf Vogelstimmen, die mich bewegen. Und schliesslich das Sehen eines blühenden Baumes und die damit verbundene Gewissheit, dass das Leben wachsen und reifen kann. So entstehen neues Vertrauen und neue Freude am Leben. Das hilft gegen die Angst.

**Für Eltern ist es schwierig, ruhige Momente für sich zu organisieren.**

Ich bin Ordensmann und masse mir keine Tipps für den Familienalltag an. Im Lassalle-Haus, einem Zentrum für interreligiösen Dialog, lebe ich in einer Kommunität mit elf Jesuiten. Weil wir nur noch zu Hause sind, mussten wir Nähe und Distanz neu ausbuchstabieren. Vielleicht ist es auch in einer Familie möglich, Zeiten fürs Zusammensein und Alleinsein zu definieren.

**Macht Ihnen als Direktor des Lassalle-Hauses die Krise Bauchweh?**

Natürlich finde ich es sehr schade, dass wir unsere Kurse absagen, Restaurant und Gästehaus schliessen und die Mitarbeitenden ins Homeoffice schicken mussten. Doch wir erhielten rasch die Bewilligung für Kurzarbeit. Wir hoffen, baldmöglichst zu öffnen. Bis dann publizieren wir digitale Angebote, die auf grosse Resonanz stossen. Und ich geniesse die Ruhe.

**Haben Sie für sich Neues entdeckt?**

Ich stehe um sechs Uhr auf und gehe in die Natur. Der Frühling ist eine wunderbare Zeit, um sich zu fragen: Was ist ein Zeichen von Wachstum in mir? Was nährt mich, was hindert mich? So spüre ich Gottes Wirken in meinem Leben nach. Interview: Sabine Schübach

www.lassalle-hause.org

Tobias Karcher SJ, 59

Der Theologe und Philosoph ist seit 2009 Direktor des Lassalle-Hauses und seit 2016 des Lassalle-Instituts in Edlibach. Der Deutsche trat im Alter von 28 Jahren in den Jesuitenorden ein. Er arbeitete in Deutschland, Belgien und den USA in der katholischen Jugend- und Erwachsenenbildung sowie in der Fortbildung seines Ordens.

## Lebensfragen

### Wie mit der ängstlichen Partnerin umgehen?

**Meine Situation mit einer ängstlichen Partnerin ist schwierig. Sie macht sich Sorgen um fast alles. Das Coronavirus ist eine allgegenwärtige Bedrohung und bestimmt unseren Alltag. Sie kontrolliert mein Verhalten so stark, dass ich sie manchmal anschreie, weil ich es nicht mehr aushalte. Darüber bin ich selber erschrocken. Normalerweise bin ich ruhig und geduldig. Was soll ich tun?**

Die Bedrohung durch das Coronavirus ist allgegenwärtig spürbar. Die Massnahmen des Bundes betreffen uns alle, und deren Folgen sind schwierig einschätzbar. Diese ungewisse Situation kann in uns Menschen Stress und Verunsicherung auslösen. Wenn Ihre Partnerin aufgrund ihrer Ängste mit einem Kontrollverhalten reagiert, ist das nachvollziehbar.

Angst ist ein wichtiges Signal, das uns vor realen Gefahren schützt. Ängste können sich aber auch selbstständigen und übermächtig werden. Da hilft ein Realitätscheck mit der Frage: Stimmt meine wahrgenommene Angst mit der realen Situation überein? Diese Selbstkontrolle lässt uns übersteigerte Ängste erkennen. Als Partner erleben Sie verschiedene Phasen. Die Einstiegsphase beginnt mit dem guten Vorsatz, unterstützend und geduldig zu Ihrer Part-

nerin zu sein. Gut zureden und Mut machen ist angesagt: «Wir halten uns an die Regeln von Händewaschen und Abstand halten. Wir schaffen das.» Wenn diese Zuwendung keine Wirkung zeigt und ihr kontrollierendes Verhalten zunimmt, wird es belastend für beide Seiten. Es kann zu Machtkämpfen kommen: «Diese Kontrollen lasse ich mir von dir nicht mehr bieten. Ich habe ein Recht auf Selbstbestimmung.» Wenn Sie in dieser Konfliktsituation schreien, zeigt das Ihre Hilflosigkeit und Ohnmacht.

Ich rate Ihnen, sich in einem ruhigen Moment mit Ihrer Partnerin hinzusetzen und ihr in die Augen zu schauen. Wenn möglich berühren Sie einander. Dann tauschen Sie im Gespräch Ihre Empfindungen aus. Wo wurden Grenzen überschritten und wer braucht welche Unterstützung? Was sind die

unterschiedlichen Bedürfnisse nach Sicherheit oder eben nach Freiraum? Fragen Sie die Partnerin, ob es ihr gelingt, die Ängste allein in den Griff zu bekommen. Wenn nicht, ermuntern Sie sie, professionelle Hilfe zu suchen.



Margareta Hofmann, Paar- und Familientherapeutin, Paarberatung Uster

Lebensfragen. Drei Fachleute beantworten Ihre Fragen zu Glauben und Theologie sowie zu Problemen in Partnerschaft, Familie und anderen Lebensbereichen: Anne-Marie Müller (Seelsorge), Margareta Hofmann (Partnerschaft und Sexualität) und Ralph Kunz (Theologie). Senden Sie Ihre Fragen an «reformiert.», Lebensfragen, Postfach, 8022 Zürich. Oder an [lebensfragen@reformiert.info](mailto:lebensfragen@reformiert.info)

## Kindermund



### Was ist mehr wert: ein Kind, eine Kuh oder ein Bild?

Von Tim Krohn

Seit Corona fahren kaum noch Autos durch die Val Müstair, es ist ganz, als hätten wir endlich die lang umkämpfte Umfahrung. Bigna spielt nun oft auf der Strasse, am liebsten vor unserem Haus. Es ist eine der engsten Stellen, mehr als ein Auto hat nicht Platz, Fussgängerweg gibt es keinen. Um an Bigna vorbeizukommen, musste der Fahrer jeweils ganz schön zirkeln, sie presste sich an die Hauswand und rief: «Zwei Meter Abstand, Dummkopf.»

Am Nachmittag kam sie mit Strassenkreide wieder, setzte sich mitten auf die Fahrbahn und begann zu malen. Es dauerte ziemlich lange, bis ein Auto kam, dummerweise war es Bertram, einer unserer Polizisten. Er stieg aus und betrachtete ihr Werk, dann erklärte er: «Das sind zwar sehr schöne Osterhasen, trotzdem ist es keine gute Idee, auf der Strasse zu malen. Hier fahren Autos.» «Das sind keine Hasen, sondern Kühe», erklärte Bigna gereizt, «das ist ein Alpaufzug. Und zum Alpaufzug müssen die Autos warten. Das ist auch in echt so.»

Mittlerweile hatte sich eine kleine Kolonne gebildet. «Trotzdem muss ich dich bitten, jetzt zur Seite zu gehen.» Bertram trug schon mal das Kübelchen mit der Kreide von der Strasse. «Willst du, dass sie die Kühe überfahren?», fragte Bigna und wollte weitermalen. Doch Bertram hob sie kurzerhand hoch und trug sie von der Fahrbahn. Bigna zappelte und wehrte sich. «Mörder», schrie sie, «zwei Meter Abstand, jeder hält zwei Meter Abstand!»

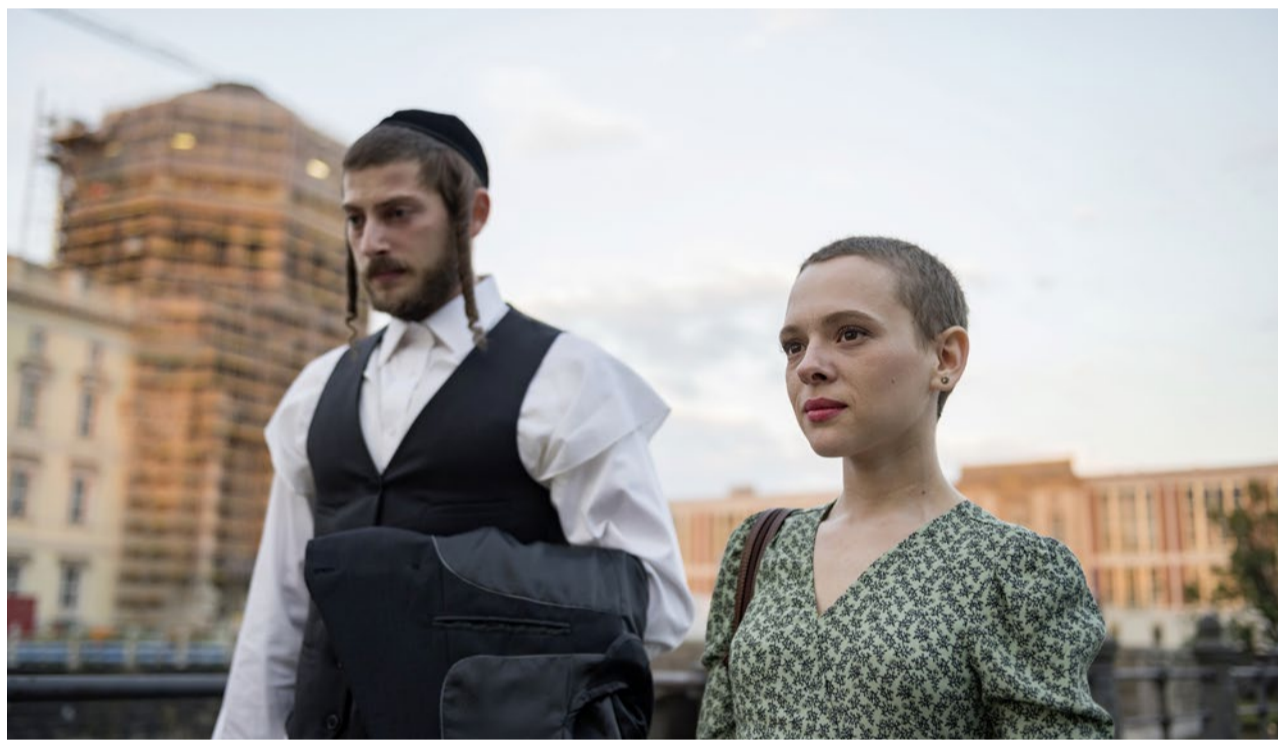
Ich hatte von der Treppe aus zugehört, kam herunter und nahm ihm das Kind ab. Entschuldigend sagte er: «Ich wüsste auch gern, welcher Idiot dafür verantwortlich ist, dass der Bau der Umfahrung von Jahr zu Jahr verschoben wird. Für die Kinder hier ist Corona tatsächlich ein Segen. Trotzdem muss ich meine Pflicht tun.» Ich trug Bigna die Treppe hoch, und wir sahen zu, wie Bertram den Verkehr regelte und den kleinen Stau auflöste. Bigna klagte: «Er hätte mich nicht anfassen dürfen, oder?» «Nein, aber er hat es bestimmt nur gut gemeint.» Bald war die Strasse wieder leer. Bigna fragte: «Wie findest du meinen Alpaufzug?» Ich nickte. «Nicht schlecht, aber es fehlen noch die Hirten.»

Der in Graubünden lebende Autor Tim Krohn schreibt in seiner Kolumne allmonatlich über die Welt des Landmädchens Bigna. Illustration: Rahel Nicole Eisenring



# Die jüdische Welt ist bunter als bei Netflix

**Religion** Viel Exotik und Drama bietet die Netflix-Serie «unorthodox». Die ultraorthodoxe Gemeinde in New Yorks Stadtteil Williamsburg ist aber nur ein kleines Puzzleteil in dem vielschichtigen Gesamtbild des Judentums.



Arrangierte Hochzeit mit viel Druck: das ungleiche Paar Esty Yakov Shapiro.

Filmstills: Netflix

Es war eine kuriose Wende im Leben von Joel Teitelbaum: Eigentlich hatte der Rabbi die Zionisten als das grösste Übel des Judentums ausgemacht. Doch nun sollte ihn ausgerechnet der Zionist Reszö Kasztner retten. Durch den sprichwörtlichen Pakt mit dem Teufel war es Kasztner gelungen, 1600 ungarische Juden von der SS freizukaufen.

Am 6. Dezember 1944 erreichte der Kasztner-Zug mit Teitelbaum aus der Stadt Satu Mare den Schweizer Bahnhof St. Margrethen. 1946 gründete der gerettete Rabbiner die chassidische Gemeinschaft der Satmarer. Sie zählt inzwischen mehr als 100 000 Anhänger.

## Die Perücke im Wannsee

Die Satmarer pflegen eine Weltabgeschlossenheit, wo sie kaum möglich scheint. Mitten in New York, in Williamsburg, bevölkern schwarz gewandete Männer mit langen Bär-

ten sowie berockte Frauen mit Perücken die Szene und leben noch im 21. Jahrhundert viele der 613 Lebensregeln der Thora.

Nun liefert die Gemeinschaft die exotische Vorlage einer Netflix-Serie, gestützt auf das autobiografische Buch von Deborah Feldman «Unorthodox». Wie der Autorin gelingt im Film der unter Druck verheirateten Hauptfigur Esty die Flucht nach Berlin. Dort ereignet sich die Schlüsselszene ihrer Befreiung: Sie wirft ihre Perücke in den Wannsee, wo die Nazis 1941 in einer Villa die systematische Ermordung der Juden beschlossen hatten.

In Berlin erfährt Esty, dass Sexualität beglückend sein kann. Esty findet Anschluss an eine Clique von Musikstudierenden, eine Multikultigruppe, in der sich Muslime und Juden solidarisch zugewandt sind.

Alfred Bodenheimer, Professor für jüdische Studien, stört sich an

der überspitzten Schwarz-Weiss-Malerei zwischen dem düster gezeichneten Williamsburg und dem hellen Berlin. «Bei den ultraorthodoxen Darstellern – mit Ausnahme von Estys Grossmutter – ist jede menschliche Regung verschwunden», sagt der Basler Professor. Trotz radikaler Strenggläubigkeit müssten doch auch dort einmal ein Lachen aufscheinen, Humor oder Herzlichkeit aufblitzen.

## Antisemitische Klischees

Trotzdem geht Bodenheimer nicht so weit wie der Publizist Alan Posener, der in der Zeitung «Die Welt» schrieb: Der Film bediene «jedes antisemitische Klischee», das der «gemeine Deutsche im Kopf hat».

Bodenheimer sagt dagegen: «Es fällt mir schwer vorzustellen, dass Menschen diese Serie stellvertretend fürs ganze Judentum nehmen.» Michel Bollag ist da skeptischer. Er

weiss, dass in der heutigen Zeit das Wissen um Religionen im Allgemeinen und um das Judentum im Besonderen eher gering ist. «Für viele ist das Judentum die Religion des Gesetzes», sagt der frühere Co-Leiter des Lehrhauses und Mitbegründer des ZIID. Die Williamsburger Welt, die mit strengen Gesetzen die Menschen fernsteuert, passe gut zum Klischee.

Bewahren und ermöglichen Und dann ist da noch das verführerische Wort Orthodoxie, das Millionen Juden scheinbar unter einen Begriff vereint. Wie Bodenheimer ist Bollag selbst modern-orthodox. Und zwischen einem modern-orthodoxen Zürcher und einem Williamsburger Chassid liegen Welten.

«Die moderne Orthodoxie, die im 19. Jahrhundert sich als Gegenbewegung zum Reformjudentum entwickelte, wollte die Traditionen wahren», erklärt Bollag. Also die religiösen Pflichten wie Sabbat und Speisegesetze einhalten sowie das

«Bei den ultraorthodoxen Figuren ist jede menschliche Regung verschwunden. Auch bei ihnen müssten doch Humor und Herzlichkeit aufblitzen.»

Alfred Bodenheimer  
Professor für jüdische Studien

Aufsuchen des rituellen Tauchbads der Frauen nach der Menstruation. Gleichzeitig sollte die religiöse Praxis nicht den Zugang zu Bildung und dem wissenschaftlichen Fortschritt behindern. Dieser modern-orthodoxen Richtung folgt auch die grösste jüdische Gemeinde in der Schweiz, die Israelitische Cultusgemeinde Zürich (ICZ).

Typisch orthodox sitzen in der ICZ-Synagoge in der Löwenstrasse Mann und Frau getrennt. Bollag betont aber, dass es auch in der ICZ egalitäre Gottesdienste ausserhalb der Synagoge im Gemeindehaus gebe. Die Gender-Debatte wird laut Bollag bei den Modern-Orthodoxen in den USA und Israel engagiert geführt. So sei das Judentum geprägt von «unterschiedlichen Entwicklungen, die von historischen, nationalen und sozialen Kontexten beeinflusst werden».

Dies gilt auch für die Satmarer, deren junge Geschichte eng mit dem Zusammenbruch der Shtetl-Kultur nach der Shoa verbunden ist. Ihr Gründer Teitelbaum hatte eine abgründige Erklärung für den Holocaust: Er verstand die Katastrophe als Strafe Gottes für die gebrochene Gesetzestreue der Juden. Delf Bucher

## Prominente fordern Hilfe für Flüchtlinge

**Asyl Theologinnen, Politiker und Künstler wollen, dass Flüchtlinge aus griechischen Lagern evakuiert werden.**

Die Zustände in den Flüchtlingslagern an den Grenzen Europas sind katastrophal. Allein im Camp Moira auf Lesbos harren rund 24 000 Menschen aus. Die Petition #evakuieren-jetzt verlangt von Bundesrat und Parlament, möglichst viele von ihnen in die Schweiz zu holen.

Seit Ostern haben bereits über 33 000 Menschen unterschrieben, darunter Persönlichkeiten aus Politik, Kultur und Kirche wie etwa der Einsiedler Abt Urban Federer oder alt Bundesrätin Micheline Calmy-Rey, Liedermacher Michael von der Heide oder der Kabarettist Viktor Giacobbo. Als Unterzeichnerin des Dublin-Vertrags sei die Schweiz mitverantwortlich für die humanitäre Katastrophe in Griechenland.

## Es geht um Leben und Tod

Zu den Erstunterzeichnenden gehört Verena Mühlethaler. Die Zürcher Pfarrerin ist Gründungsmitglied der «migrationscharta», eines Netzwerks von Theologinnen und Theologen, die eine neue Migrationspolitik aus einer biblisch-theologischen Perspektive begründen. Die Lebensbedingungen in den Lagern seien schon vor der Coronapandemie menschenunwürdig gewesen. Das Virus gebe der Forderung nach einer Evakuierung nun eine zeitliche Dringlichkeit.

«Handeln wir nicht, nehmen wir viele Tote in Kauf», sagt Mühlethaler. Als Zeugin des Elends stehe die Schweiz mit in der Pflicht, als gutes Beispiel voranzugehen und zuerst besonders verletzte Menschen und Jugendliche aufzunehmen.

## Der Appell der Kirchen

Einen «Akt der Humanität» fordern auch die katholische Bischofskonferenz, die christkatholische Kirche sowie die Evangelische Kirche Schweiz (EKS). In ihrem gemeinsamen Oster-Appell riefen sie den Bundesrat auf, minderjährige unbegleitete Flüchtlinge, die einen familiären Bezug zur Schweiz haben, rasch zu evakuieren. Mühlethaler hofft, dass mindestens ein paar Hundert Flüchtlinge sofort aufgenommen werden. Und: «Das Ziel müssten 5000 sein.» Die Schweiz sei gut gerüstet: «Wir sind organisiert, haben die finanziellen Mittel und genug Platz in den Asylzentren.»

Derweil hat das Staatssekretariat für Migration 21 Gesuche von den griechischen Behörden erhalten und bewilligt. Die Einreise der minderjährigen Asylsuchenden wird derzeit organisiert. «Das ist ein Anfang und nicht mehr», erklärt Mühlethaler. Sandra Hohendahl-Tesch

Interview mit Matthias Hui vom Netzwerk migrationscharta: [reformiert.info/lesbos](http://reformiert.info/lesbos)

INSERATE

**80** Unterwegs zum **Du**  
Jahre  
Partnervermittlung  
persönlich - beratend - begleitend  
[www.zum-du.ch](http://www.zum-du.ch)  
052 536 48 87

reformiert.

Folgen Sie uns auf  
[facebook/reformiertpunkt](https://www.facebook.com/reformiertpunkt)

Kinder fördern  
Glauben entdecken  
Familien stärken  
Kirche leben  
[www.kindundkirche.ch](http://www.kindundkirche.ch)

[www.friedwald.ch](http://www.friedwald.ch)  
Baum als letzte Ruhestätte  
75 Anlagen in der Schweiz  
052 / 741 42 12

**Tipps**

Stadtführer

# Die Mauern flüstern ihre Geschichte

Von den Mauern der Altstadt in Zürich geht ein Flüstern aus. Hunderte solcher Geschichten hat Barbara Hutzl-Ronge den alten Gemäuern in der Reformationsstadt abgehört und aufgeschrieben. Sie erzählt von Chorherren, Täufern und Reformatoren, von den Glaubensflüchtlingen aus Locarno und den aus Frankreich vertriebenen Hugenotten, die Zürich mitgeprägt haben. Reformationgeschichtliche Fakten werden unterhaltsam präsentiert. **bu**

Barbara Hutzl-Ronge, Martina Issler: Zürich, AT-Verlag, 2020, 392 S., Fr. 39.90.



Schiffe: In der Nähe wurde Täufer Felix Manz ertränkt.

Foto: Martina Issler

**Ausstellung**



Erschaffung Adams

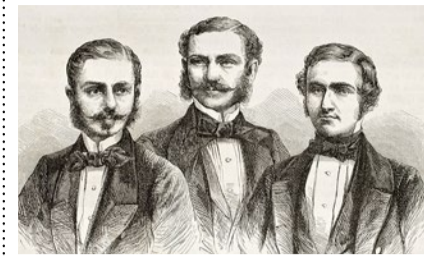
Foto: Shutterstock

## Museumsbesuch im Vatikan ohne Schlange

Wann werden die Schweizer Touristen wieder durch die Vatikanischen Museen wandeln können? Das ist ungewiss. Virtuell aber reichen einige Mausclicks, um ganz ohne Warteschlange an sechs Stationen mit Zoomeffekt vorbeizuflihen – beispielsweise an Michelangelos Deckenbemalung in der Sixtinischen Kapelle. **bu**

www.museivaticani.va

**Roman**



Brüder Schlagintweit

Foto: Shutterstock

## Wie ein indischer Bub auf die Europäer blickt

Aus Sicht eines indischen Buben erzählt Christopher Kloeble von den Expeditionen der deutschen Forscher Schlagintweit nach Indien. Wer durch das «Museum der Welt» flaniert, begegnet kulturellen Missverständnissen, Kolonialismus und Rassismus. Alles verpackt in einen spannenden Abenteuerroman. **bu**

Christopher Kloeble: Das Museum der Welt. Verlag dtv, 2020, 528 S., Fr. 35.90.

**Agenda**

**TV und Radio**

**Wir 2000er – was wir fordern, wer wir sind!**

Gedanken, Werte, Hoffnungen der Menschen, die zur Jahrhundertwende zur Welt kamen und dieses Jahr 20 werden. Fr, 1. Mai, 20 Uhr, Radio SRF 2

**Christkatholischer Gottesdienst**

«Perlen des Glaubens, Perlen der Musik». Gottesdienst aus der Augustinerkirche in Zürich mit Pfr. Lars Simpson, Merit Eichhorn (Orgel) und Basil Hubatka (Trompete). So, 3. Mai, 10 Uhr, SRF 1, Radio SRF 2

**Unbekannte Helden**

Das Doku-Drama zeigt bewegende und weitgehend unbekannt Facetten des Widerstands gegen das NS-Regime. So, 3. Mai, 20.15 Uhr, SWR

**Zeugen des Krieges**

Noch vor 50 Jahren waren Fotos aus Kriegs- und Krisengebieten etwas Besonderes und nur in Magazinen zu sehen, heute agieren bisweilen Zeugen mit Handys als Dokumentaristen. Mi, 6. Mai, 21 Uhr, 3sat

**Sir – die Schneiderin der Träume**

Im indischen Liebesfilm «Sir» kommen sich die Hausangestellte Ratna und ihr Arbeitgeber, der Unternehmersohn Ashwin, näher. Doch ihre Liebe droht an den rigiden gesellschaftlichen Konventionen zu scheitern. Do, 7. Mai, 23.45 Uhr, SRF 1

**Gottesteilchen**

Felix Brenner und Michael Stauffer machen sich in diesem Hörspiel daran, das Universum aufzuklopfen – in einer wilden Mischung aus Performance, Popmusik und Predigt. Sa, 9. Mai, 20 Uhr, Radio SRF 2

**Florence Nightingale**

Die Sendung «Wissen» berichtet von der englische Krankenschwester Nightingale, die als Begründerin der modernen Krankenpflege gilt. Ihr Geburtstag wird heute als Internationaler Tag der Pflege begangen. Mo, 11. Mai, 8.30 Uhr, Radio SWR 2

**Tomorrow**

Der Dokumentarfilm sucht nach Lösungen von Problemen der heutigen Zeit. Die Filmemacher Mélanie Laurent und Cyril Dion besuchen in einer Art Roadmovie soziale und ökologische Initiativen auf der ganzen Welt. Mo, 11. Mai, 22.25 Uhr, 3sat

**Ursulina – eine Reise zu sich selbst**

Die Sendung «Passage» berichtet von Ursula, die erst mit der Zeit von ihrer jensischen Herkunft und ihrer Fremdplatzierung erfährt. Fr, 15. Mai, 20 Uhr, Radio SRF 2

**Podcasts und Videos**

**Ermutigende Worte**

Hoffnung trotz Coronavirus! Barbara Oberholzer, Esther Straub und weitere Pfarrerinnen und Pfarrer erzählen Ermutigendes gegen Einsamkeit und Angst. [reformiert.info/ermutigungen](http://reformiert.info/ermutigungen)

**Gedichte und Musik für die Seele**

Jeden Dienstag bis Ende Juni gibt es ein Video, in dem Pfarrer Niklaus Peter jeweils ein Gedicht liest und auslegt. Dazu erklingt Musik, vorgetragen von Solisten und Solistinnen. [www.musik.fraumuenster.ch](http://www.musik.fraumuenster.ch)

**RefLab**

Das digitale Labor der reformierten Zürcher Landeskirche bietet unterschiedliche Podcast-Formate wie zum Beispiel «Abgekanzelt», «Ausgeglaubt», «Holy Embodied», «Konvers», «Popcorn» oder «Stammtisch» sowie den täglichen Leseblog «Diesseits». [www.reflab.ch](http://www.reflab.ch)

**From App**

Täglich bietet die Handy-App der Zürcher Landeskirche und des deutschen Reformierten Bundes Impulse, Zitate, Bilder, Lieder, Videoclips und Gebete als spirituelle Oasen in der gegenwärtigen Verunsicherung. [www.fromapp.org](http://www.fromapp.org)

**Die Nonne und der Journalist**

Die Ordensfrau und Kinderdorfmutter Jordana Schmidt und der evangelische Journalist Andreas Öhler von der deutschen «Zeit»-Beilage «Christ & Welt» diskutieren einmal die Woche im Podcast über Gott und die Welt. [www.die-nonne-und-der-journalist.podigee.io](http://www.die-nonne-und-der-journalist.podigee.io)

**Tachles**

Das jüdische Wochenmagazin «Tachles» hat sein Podcast-Archiv sowie die aktuellen Hörbeiträge auch für Nichtabonnenten freigeschaltet. Zu entdecken gibt es spannende Interviews zu politischen, gesellschaftlichen, kulturellen und religiösen Fragen. [www.tachles.ch/podcasts](http://www.tachles.ch/podcasts)

**Orgelwurm und Chilemarder**

Die Theologiestudentin Lea Zeiske schreibt und erzählt Geschichten über lustige Kirchenbewohner. [www.youtube.com](http://www.youtube.com) (Suche: Orgelwurm)

**Leserbriefe**

reformiert. 7/2020, S. 1  
**«Von guten Mächten wunderbar geborgen»**

**Jesus als Vorbild**

Dietrich Bonhoeffer sah schon früh das Verhängnis eines Weltkriegs kommen, und wollte nicht nur Gandhi besuchen, sondern rief 1934 in Fanö die christlichen Kirchen mit beschwörenden Worten zu einem ökumenischen Weltkonzil auf, dass ein machtvoll Wort des Friedens in die Welt des Hasses und der Kriegstreiberei der Nazis hinausrufen sollte. Bonhoeffers Verhängnis war, dass die christlichen Kirchen während 2000 Jahren weitgehend blind blieben gegenüber den immensen Chancen, die Jesus mit seiner Botschaft der Gewaltlosigkeit und Feindesliebe eröffnete. Es blieb einem Gandhi vorbehalten, die Macht einer zielstrebigem Gewaltfreiheit angesichts von Unrecht und Unterdrückung als wirksame Form des Widerstandes zu erweisen. Aktive Gewaltfreiheit braucht Zeit. Sie versucht, schon im Frieden Diskriminierung, Unrecht und Ungleichheit mit Mut, Ausdauer, Einsatz- und Leidensbereitschaft zu überwinden. Wie die Beispiele von Gandhi, M. L. King oder die Wende 1989 in Osteuropa und die neuesten Klimastreiks zeigen, genügen manchmal schon ein paar wenige Entschlossene, damit eine ganze Bewegung inspiriert wird und in Gang kommt. Wäre Bonhoeffer nicht umgebracht worden, wäre auch er wohl zu einem der radikalen Gewaltfreien geworden, die sich heute schon in vielen Friedensbewegungen engagieren. Wann machen sich auch die Kirchen offiziell den schwierigen Ruf Christi zur gewaltfreien Nachfolge zu eigen, indem sie Friedensstifterinnen und Mittel freistellen und Friedensprozesse tatkräftig im Dialog, mit Mediationen, mit Schutzpräsenz und Ausbildung in aktiver Gewaltfreiheit, mit Wahrheitskommissionen ins Rollen bringen? Ich denke, mit mutigen Friedenseinsätzen im Einklang mit ihrer Botschaft könnten die Kirchen gerade auch in den Augen der jungen Generation wieder Glaubwürdigkeit gewinnen.

Ueli Wildberger, Bern

**Verstörender Besuch**

Schlichtes Schild im Gras: «Hier wurde D. Bonhoeffer hingerichtet.»

Es war ein verstörender Besuch der Gedenkstätte Flossenbürg nahe Tschechien. Der Eingang («Arbeit macht frei») führt zum Park mit Mauerresten, einigen Gebäuden, Spazierwegen durch Wiese, Ofen. Baracken und Bauten abgerissen. In Flossenbürg wurden die Menschen zur Arbeit in den Granitbrüchen gezwungen. Bei Kriegsende schickte man tausende Geschwächte auf «Todesmärsche», wenige überlebten. Ein Lageplan zeigt die Dimension der Greuel. Beklemmend der Gedenkraum mit vielen Namen, sehr viele mit kurzer Lebenszeit; spürbar auch der Respekt gegenüber diesen Namen. «Von guten Mächten wunderbar geborgen» hat Bonhoeffer geschrieben, kurz bevor er in dieses KZ verlegt wurde. Er hat Hoffnungskraft, Liebe zu den Menschen und Glauben an Gott gebündelt und das unser Herz stärkende Gebet geschrieben.

Irène Lehmann, Oberglatt

reformiert. 12/2020, S. 12  
**«Bereit sein, dort zu helfen, wo Not herrscht»**

**Fehlender Glaube**

Ich wundere mich, dass Kurt Aeschbacher für sein Meditieren oder für «der Zeit Zeit zu geben» die Stille einer Kirche beansprucht. Wo er doch mit Religion und Glaube «gar nichts am Hut» hat. Er glaubt nicht an Gott. Wie passt das zusammen? Er nutzt also sehr häufig kirchliche Infrastrukturen, vermutlich von verschiedenen Landeskirchen, für seine persönlichen Bedürfnisse. Und dies, ohne bei der einen oder anderen Kirche Kirchensteuern zu entrichten. Einmal mehr öffnet die Zeitung «reformiert.» ihre Spalten Personen mit einem fragwürdigen Verhältnis zum Glauben. Besser wäre es, Menschen mit einer positiven, vorbildlichen Einstellung zu Glaubensfragen anzuhören. An solchen mangelt es nicht. Denn Destruktives können die Leserinnen und Leser auch in anderen Medien konsumieren.

Martin Freitag, Lyss

reformiert. 7/2020, S. 12  
**«Bereit sein, dort zu helfen, wo Not herrscht»**

**Raum für Besinnung**

Die Coronavirus-Pandemie lässt sich aus einem andern Blickwinkel betrachten. Die weltweiten nimmer-

satten Wohlstandsmassen-Gesellschaften mit ihrem Tourismus-, Produktions- und Wachstumswahn sind für eine Weile zu einem auferzwungenen Stillstand gekommen. Raum für Besinnung. Eine Atempause für Regeneration der permanent malträtierten, ausgebeuteten, veranstalteten göttlichen Schöpfung. In vielen Weltgegenden steht die Uhr auf 5 nach 12. Wenn nicht Einsicht folgt, droht der freie Fall. **Marcel Frutiger, Zürich**

Ihre Meinung interessiert uns. [zuschriften@reformiert.info](mailto:zuschriften@reformiert.info) oder an «reformiert.» Redaktion Zürich, Postfach, 8022 Zürich. Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

**reformiert.**

«reformiert.» ist eine Kooperation von vier reformierten Mitgliederzeitschriften und erscheint in den Kantonen Aargau, Bern|Jura|Solothurn, Graubünden und Zürich. [www.reformiert.info](http://www.reformiert.info)

Gesamtauflage: 702724 Exemplare

**Redaktion**  
 AG Anouk Holthuisen (aho), Thomas Illi (ti)  
 BE Hans Herrmann (heb), Katharina Kilchenmann (ki), Nicola Mohler (nm), Marius Schären (mar)  
 GR Constanze Broelemann (cb), Rita Gianelli (rig)  
 ZH Christa Amstutz (ca), Delf Bucher (bu), Sandra Hohendahl-Tesch (tes), Vera Kluser (vk), Cornelia Krause (ck), Felix Reich (fmr), Sabine Schüpbach (sas)

Blattmacher: Hans Herrmann, Felix Reich  
 Layout: Susanne Kreuzer (Gestaltung), Maja Davé (Produktion)  
 Korrektorat: Yvonne Schär  
 Gestaltungskonzept: Susanne Kreuzer, Maja Davé in Zusammenarbeit mit Bodara GmbH

**reformiert.Zürich**  
 Auflage: 220963 Exemplare (WEMF)  
 45369 reformiert. Zürich: Erscheint vierzehntäglich. Im August erscheint nur eine Ausgabe

Herausgeber: Trägerverein reformiert. zürich, Zürich  
 Präsidentin: Undine Gellner, Wädenswil  
 Redaktionsleitung: Felix Reich  
 Verlag: Hans Ramseier (Leitung), Cornelia Burgherr, Brigitte Tanner

**Redaktion und Verlag**  
 Postfach, 8022 Zürich, Tel. 044 268 50 00  
[redaktion.zuerich@reformiert.info](mailto:redaktion.zuerich@reformiert.info)  
[verlag.zuerich@reformiert.info](http://verlag.zuerich@reformiert.info)

**Abonnemente und Adressänderungen**  
 Stadt Zürich: 043 322 15 30  
[kirchgemeinde@reformiert-zuerich.ch](mailto:kirchgemeinde@reformiert-zuerich.ch)  
 Stadt Winterthur: 058 717 58 00  
[mutationen@reformiert-winterthur.ch](mailto:mutationen@reformiert-winterthur.ch)  
 Übrige: Sekretariat Ihrer Kirchgemeinde oder [reformiert@schellenbergdruck.ch](mailto:reformiert@schellenbergdruck.ch)  
 Tel. 044 953 11 80

**Veranstaltungshinweise**  
[agenda.zuerich@reformiert.info](mailto:agenda.zuerich@reformiert.info)

**Inserate**  
 Koemedia AG, St. Gallen  
 Tel. 071 226 92 92, Fax 071 226 92 93  
[info@koemedia.ch](mailto:info@koemedia.ch), [www.koemedia.ch](http://www.koemedia.ch)  
 Nächste Ausgabe: 15. Mai 2020

Druck: DZZ Druckzentrum Zürich AG



## Porträt

# Aufgehen in Weite, Humor und Kreativität

**Gemeinschaft** Ursina Rüfenacht überlegt sich, der Kommunität Don Camillo in Montmirail beizutreten. Motiviert geht sie nun ins zweite Probejahr.



Das Anwesen der Kommunität in Montmirail ist gross. Ursina Rüfenacht packt überall mit an.

Foto: Alexander Jaquemot

Eigentlich hätte Ursina Rüfenacht an diesem Apriltag eine bernische Konfraturne durch Montmirail geführt. Für den Nachmittag war ein Team-Building-Parcours geplant. Wegen des Lockdown sitzt sie stattdessen in ihrem Wohnzimmer im historischen Gebäudekomplex und erzählt per Videoanruf, warum sie sich auf eine Probezeit in der evangelischen Kommunität Don Camillo eingelassen hat.

Seit letztem Juli lebt die 43-Jährige auf dem prächtigen Landgut zwischen Bieler- und Neuenburgersee. 2015 war sie schon als Volontärin in Montmirail. «Ich habe damals sehr viel Weite, Ernsthaftigkeit, Humor

und Kreativität erlebt.» Den Traum, in einem grossen Haus mit vielen Menschen zu leben, hatte sie schon immer. Im grossen Gästehaus empfängt die Kommunität Menschen für Ferien, Seminare, aber auch für längere Auszeiten. Sie bietet zudem Plätze für Zivildienstleistende und Volontäre und ist eng verbunden mit einer Einrichtung auf dem Anwesen, die Jugendlichen bei der Integration in den Arbeitsmarkt hilft.

#### Mehr als ein Job

Zwei Jahre Probezeit fand Ursina Rüfenacht erst sehr lang. Inzwischen sieht sie das anders. Wenn man zusammen arbeite und lebe, gehe es

um mehr als einen Job oder eine Wohnung. Und sie fügt an: «Man stolpert häufiger über sich selbst und auch mal über die anderen.» Da brauche es immer neu die Bereit-

Ursina Rüfenacht, 43

Nach der Ausbildung zur Ernährungsberaterin war sie in der Forschung tätig, hat sich in Grafik und Erlebnispädagogik weitergebildet, in SAC-Hütten gearbeitet und engagiert sich neben den Aufgaben in Montmirail für das Projekt «Tavolata», das Menschen zu Tischgemeinschaften verbindet.

schaft, sich mit dem Gegenüber und sich selbst auseinanderzusetzen, Gewohnheiten und feste Vorstellungen loszulassen. Der Glaube spielt für sie hier eine wichtige Rolle. «Gott ist mittendrin in diesem grossen Ganzen, er trägt mit.»

Zusätzlich zu ihren Aufgaben in der Kommunität macht Rüfenacht derzeit eine Vertretung in Aktivierungstherapie in einem Pflegezentrum. Danach wird sie sich nach einer Festanstellung umsehen; sie möchte weiterhin auch ausserhalb von Montmirail arbeiten.

#### Einkommen teilen

Der auswärts erwirtschaftete Lohn kommt in die gemeinsame Kasse. Das Zusammenleben in Montmirail wurde in mancher Hinsicht den unterschiedlichen Bedürfnissen von Einzelpersonen, Paaren und Familien angepasst. Alle leben in eigenen

«Man stolpert häufiger über sich selbst und auch mal über die anderen.»

Wohnungen und kochen meist für sich selbst. Doch am Teilen der Einkünfte hat man festgehalten. Alle bekommen den gleichen Grundlohn fürs Nötigste, egal ob sie auswärts oder in Montmirail arbeiten.

Für weitergehende Bedürfnisse erstellt jeder Haushalt ein Jahresbudget, das gemeinsam besprochen wird. Den Umgang mit Geldfragen unter den 18 erwachsenen Mitbewohnenden erlebt Rüfenacht als entspannt. «Ich leiste mir zum Beispiel Paddelferien in Schweden, dafür verzichte ich auf den Yoga-Kurs und übe allein.» Man versuche, einander besondere Wünsche zu ermöglichen, etwa eine Auszeit oder spezielle Ferien.

Im Sommer will Rüfenacht Zwischenbilanz ziehen und das zweite Probejahr bewusst mit Blick auf die anstehende Entscheidung angehen. «Würde es für mich hier gar nicht passen, hätte ich das vermutlich bereits gemerkt», sagt sie. Wichtig ist ihr, für mehr spontanes, unkompliziertes Miteinander auch ausserhalb der Tagzeitengebete und des Sonntagsgottesdienstes zu sorgen. Einfach ab und zu zusammen zu essen und entspannt etwas Zeit miteinander zu verbringen. «Schliesslich sind wir Menschen mit Geist, Seele und Körper.» Christa Amstutz

## Gretchenfrage

Daniel Koch, Corona-Delegierter BAG:

«Wir sind nicht im Krieg gegen ein Virus»

Wie haben Sies mit der Religion, Herr Koch?

Ich bin im Oberwallis streng katholisch aufgewachsen. Dass ich Messdiener war, gehörte einfach dazu. Die Werte, die mir damals vermittelt wurden, prägen mich bis heute, aber die Religion und der Glaube sind für mich weit weg.

Hat daran auch die aktuelle Bedrohung durch das neuartige Virus nichts geändert?

Nein, ich fühle mich auch nicht eigentlich bedroht, habe aber durchaus Respekt vor dem, was uns gerade sehr beschäftigt. Mehr Sorgen bereitet mir, dass die momentane Krise bei vielen Menschen Angst auslöst, Angst vor der Krankheit, vor den wirtschaftlichen oder gesellschaftlichen Folgen. Jeder muss da seinen eigenen Weg finden, wie er damit umgeht. Wenn der Glaube dabei unterstützt, ist das sehr wertvoll.

Wo finden Sie Ausgleich zu Ihrem aktuellen Berufsalltag mit vielen öffentlichen Auftritten?

Ich bin regelmässig mit meinen zwei Hunden draussen unterwegs. Das Bewegen in der Natur und die Tatsache, dass wir drei ein gutes Team sind, erlebe ich als erfüllend.

In den Medien wirken Sie immer sehr ruhig und unerschütterlich. Entspricht das Ihrem Naturell?

Tatsächlich bin ich nicht ängstlich, im Gegenteil. Dazu kommt, dass ich schon etwas Erfahrung habe mit Krisen. Als Mitarbeiter beim Internationalen Roten Kreuz habe ich Situationen in Kriegsregionen erlebt, die noch ganz andere Ausmass hatten, als wir sie im Moment hierzulande sehen. Wir sind nicht im Krieg gegen ein Virus, sondern müssen als Gesellschaft mit einer Krisensituation fertigwerden. Das ist nicht vergleichbar.

Wie erleben Sie Social Distancing, fällt es Ihnen manchmal schwer?

Meistens nicht, doch ich habe einen kleinen Enkel. Ihn jetzt nicht mehr sehen und umarmen zu dürfen, vermisse ich schon.

Interview: Katharina Kilchenmann

## Christoph Biedermann



## Mutmacher

Rinder springen und Bäume blühen

Diesen Frühling erlebe ich besonders intensiv. Ich bin sehr dankbar, mit meiner Familie auf unserem Bauernhof einen Kilometer vom Dorf entfernt zu leben. Auf Social Distancing müssen wir hier nicht achten. Wie jeden Frühling verlagert sich unser Leben mehr nach draussen. Und auch das unsere 60 Rinder: Kurz vor Ostern durften sie zum ersten Mal wieder auf die Weide. Was war das für ein Spektakel! Den Schwanz hoch in der Luft, tollten sie durchs frische Gras. Diese Lebensfreude wirkt wunderbar ansteckend.

Da war kein Gedanke mehr an Coronaviren und Mangel an WC-Papier. Rund um uns herum ertönt Kuhglockengebimmel, und die Obstbäume blühen. Irgendwann werden wir uns alle wieder freier bewegen dürfen, und Grossmütter und Grossväter können ihre Enkelkinder wieder besuchen. Dann kann ich auch meinem zweiten Beruf als Hochzeitsfotograf nachgehen, der zurzeit auf Eis gelegt ist. Bis dann erfreue ich mich an der Natur, die trotz des Notstands einfach weiterwächst und spriest. sas

Christian Meier ist Landwirt und Hochzeitsfotograf. Der Vater von vier Kindern lebt in Niederweningen.

reformiert.info/mutmacher



Daniel Koch (65), Arzt und Corona-Krisenmanager beim Bundesamt für Gesundheit.

Foto: Keystone